

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Ballmutter. Von J. Balz. — Der Liebesbote. Von Ussi. — Im Salon des „Meisters.“ — Balkonscene in Venedig. Von Eugen de Blaas. — Mosaik (mit Illustration). — Im Zitherthale. (Schluß). — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. October. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirthschaftsplaundersien (mit Abbildungen). — Kreisrathsel. — Schwach. — Höffelsprung. — Aufgabe Nr. 4. — Auflösungen des Räthfels und des Rebus Seite 288. — Correspondenz. — Farbige Vorlagen für Buntstickerei und Majolika: Malerei.

Die Ballmutter.

Nach einem englischen Motiv.
Von J. Balz.

„Dem Verdienste seine Krone!“
(Schiller.)

„Undank ist der Welt Lohn!“ Wie vielfach man auch dies Sprichwort variirt hat, in unserem Jahrhundert wenigstens erscheint es kaum gerechtfertigt. Man schaue sich nur um! Wird nicht die Rubrik „Orden und Auszeichnungen“ in den Zeitungen immer länger, und findet sich wol noch ein Städtchen, das nicht irgend einem Mitbürger ein Denkmal, eine Bildsäule oder eine Ehrentafel errichtet hätte?

Und doch ist eine ganze Menschengattung dabei vergessen worden, eine, die auf heißen Schlachtfeldern streitet, die manövriert gleich dem geschicktesten Strategen, die stoisch und schweigend Spott und Groll auf sich nimmt und der doch Niemand bis jetzt eine Ehrenkrone geslochten hat.

Es sind die Ballmütter.

Mit Bewilligung meiner freundlichen Leserinnen will ich jenen braven Pseudomüttern ein immergrünes Reis weihen, ihnen ein ehrenvolles Denkmal setzen, das die flammende Inschrift trägt: „Dem Verdienste seine Krone!“

Es gibt verschiedene Arten von Ballmüttern. Da sind zuerst die Unzufriedenen. Schon acht Tage vor dem in Aussicht stehenden Vergnügen sind sie verstimmt und beklagen im Voraus ihre zu opfernde Nachtruhe und alle Mühe und Sorge, die sie aufzuwenden haben werden. Mit der Miene eines Opferlammes treten sie in den Ballsaal und erscheinen nach jedem Tanze bei der Tochter, obwol diese durch allerlei geschickte Manöver dem Zusammentreffen zu entgehen sucht, mit der

Frage: „Amüßest Du Dich noch immer? Wie ist das möglich bei dieser Hitze, diesem Staub! Bist Du noch immer nicht müde? Nach dem nächsten Tanze fahren wir aber sofort nach Hause!“ Mit solchen Reden wird die Tochter gepeinigt, bis sie keinen Ausweg mehr weiß und einen verzweifelten Blick auf ihre gefüllte Tanzkarte werfend, der Mutter nach Hause folgt. Dieser Art von Ballmüttern wird unser Denkmal nicht errichtet, denn von ihnen

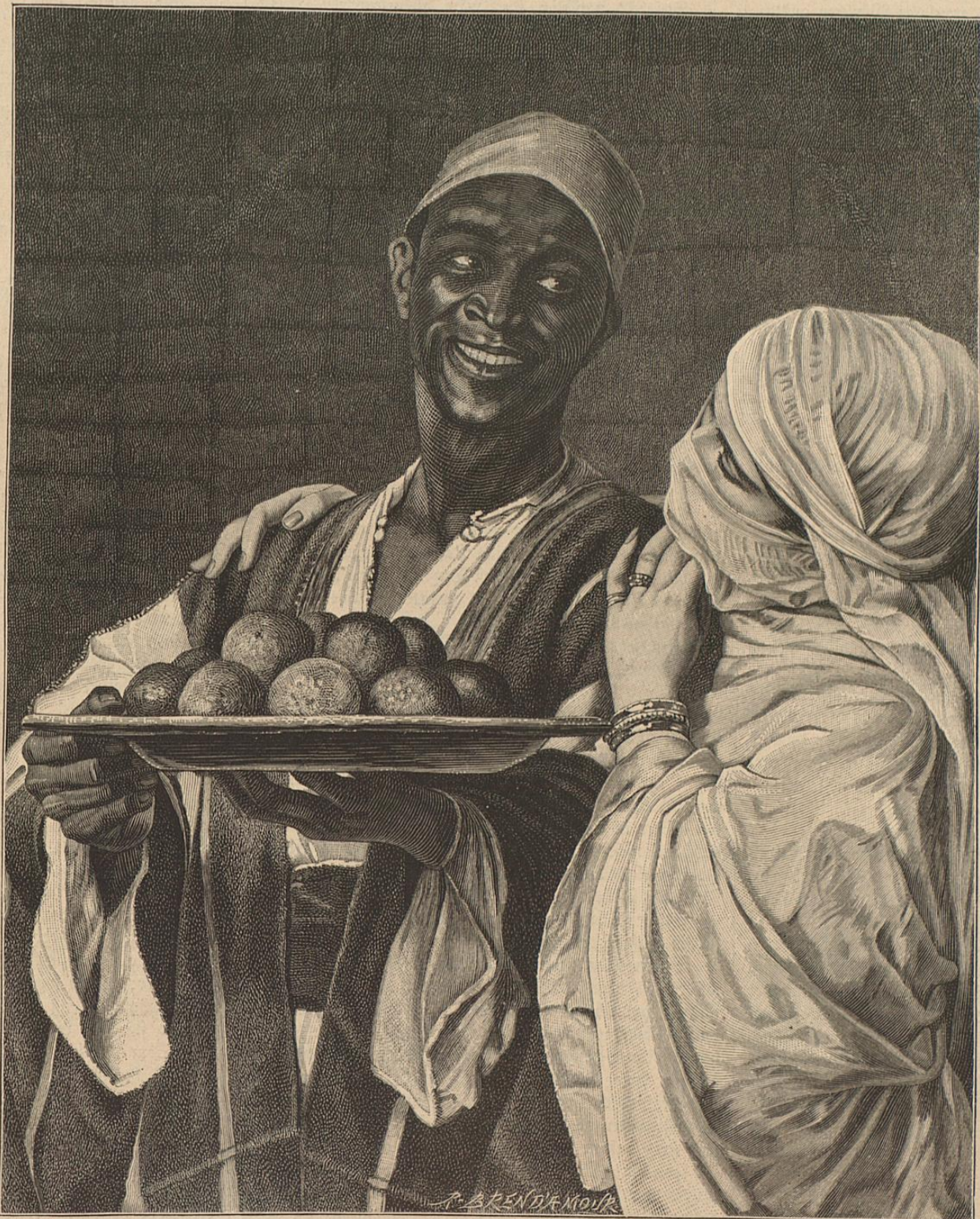
gilt das Wort der Schrift: „Sie haben ihren Lohn schon dahin.“

Zum Zweiten: die resignirten oder passiven Ballmütter. Sie sind gewöhnlich daran kenntlich, daß sie sich in Gesellschaft gleichgestimmter Seelen in eine stille Ecke des Saales zurückziehen. Zuweilen macht auch Gott Morpheus diesem Eckchen seinen Besuch und der prickelndste Walzer wird zum Schummerlied. Doch das gemüthlichste Schläfchen, die interessanteste Plauderei wird unterbrochen, wenn auf Flügeln von weißem Tarlatan ein holdes Mägdlein angeflattert kommt mit einem zärtlichen: „Wie geht Dir's, Mütterchen? Bist Du auch nicht zu müde?“ „Wäre es Dir lieb, wenn wir vor dem Cotillon nach Hause gingen?“ fragt die Kleine weiter. Aber die gute Mutter, heroisch wie der spartanische Knabe, der bei den Bissen des Fuchses lächelnd sagte: „es schmerzt nicht!“ erklärt, sie sei ganz frisch und wol, sie könne ganz gut noch ein paar Stündchen dableiben und amüßire sich sehr gut.

Als Dritte in der Reihe folgt eine merkwürdige Spielart: die active Ballmutter. Das Merkwürdigste an dieser ist entschieden deren Tochter. Anstatt wie andere lebensfrohe Mädchen sich auf eine Festlichkeit zu freuen, erklärt sie jedesmal vorher mit saurer Miene: „Ich gehe nicht hin! es macht mir durchaus kein Vergnügen!“

„Aber mir macht es Vergnügen“, erwidert die energische Mama, „und Du wirst hingehen! Zudem — Assessor K. hat Dich kürzlich so ausgezeichnet — man muß ihm Gelegenheit geben, Dich wiederzusehen!“

Die Tochter schmolzt; sie rührt keinen Finger zum Ordnen ihrer Toilette, indes die Mutter eifrig von einer Putzmacherin zur andern läuft, berathschlägt, wählt, schneidet, stichelt, um nur ihren eigenwilligen Liebling recht schön heraus-



Der Liebesbote. Von Ussi.

zuputzen, und nach vieler Noth und Quälerei erscheint das ungleiche Paar, das die Rollen vertauscht zu haben scheint, auf dem gefährlichen Parquet des Festsaales. Hier stellen sich allmählig die natürlichen Verhältnisse wieder her; die Tochter läßt es sich gnädigt gefallen, daß man sie engagirt, zu Tische führt u., und nur wenn sie in der Nähe der überguten Ballmutter weilt, ist sie in Gefahr, in ihre frühere Rolle zurückzufallen. Aber der thätige Geist ihrer Beschützerin wird auch jetzt nicht müde, für „das Kind“ zu sorgen; hier macht sie der Mutter eines hoffnungsvollen Sohnes die Cour, dort erzählt sie einem gelehrten, noch unverheiratheten Professor, welchen Eindruck sein letzter Vortrag auf ihre Eugenie gemacht habe, kurz, sie pfuscht ein wenig der vierten Art von Ballmüttern ins Handwerk: den Intrigantinnen.

Doch deren Wirken und Treiben mag ich des Näheren nicht beschreiben. Eben so gut könnte ich es klar zu machen versuchen, wie eine Spinne sorgsam aus vielen Fäden ihr Netz spinnt, in dem die harmlosen Fliegen sich fangen und den Spinnenfräulein zum Opfer fallen. Erquicklich ist eine nähere Beleuchtung solcher Charaktere nicht, und somit schließe ich dies ergibige Thema und wende mich der Geschichte einer Dame zu, die Etwas von all den angeführten Eigenthümlichkeiten ihrer Schwestern, mit Ausnahme der erstgenannten, in sich vereinigt und der ich durch diese Zeilen ein Denkmal zu errichten wünsche.

Die Baronin Hollfeld war eine Ballmutter par excellence. Nicht etwa, als sei sie durch eine Reihe mehr oder minder schöner Töchter dazu prädestinirt gewesen — sie besaß im Gegentheil keine einzige, dagegen aber Dreierlei, was sie besonders zur Ausfüllung ihres verantwortlichen Postens befähigte. Erstens ein höchst elegant und comfortabel eingerichtetes Haus in Berlin, zweitens eine nicht leicht zu ershöpfende Geldbörse und drittens eine ebenso unerschöpfliche Herzengüte. Sie war wirklich die incarnirte Gutmüthigkeit: Nein zu sagen war ihr unmöglich. Ihr hübsch geformter, noch immer rosigter Mund sträubte sich, das grausame Wörtchen auszusprechen. Natürlich wurde ihre Güte mißbraucht; fortwährend tauchten in allen Ecken der Provinz Verwandte oder Jugendfreundinnen mit der Bitte auf, ihre Tochter „nur auf ein paar Wochen“ bei sich aufzunehmen. Aus den „paar Wochen“ wurden gewöhnlich Monate, und unter dem „aufnehmen“ verstanden die liebenden Eltern sehr häufig: eine passende Partie für ihre Tochter zu vermitteln. So ereignete es sich denn nicht selten, daß die Baronin mit vier bis fünf jungen Damen zu Valle zog, und wenn sie von ihrem Sessel aus ihre mit Mull und Seide bekleideten und blumengeschmückten Pflöge im Gemüth des Ballsaales verschwinden sah, überkam sie das ängstliche Gefühl der Henne, die Entchen ausgebrütet hat und diesen nicht auf das nasse Element folgen kann. Als aber die boshafte junge Herrenwelt für diese Wintergäste der Baronin den Gesamttitel: „Hollfeld'scher Ausverkauf“ ersand, wurde die sonst so friedliche Seele der Baronin heftig erregt und feierlich erklärte sie, nie mehr als eine junge Dame bemuttern zu wollen.

Die Baronin ist Wittve und Mutter dreier Söhne. Der jüngste bekleidet an einem fremden Hofe die Stellung eines Attaché, der zweite ist Offizier und steht in einer ostpreussischen Garnison, nur der älteste, Max, ihr Liebling, lebt in ihrer Nähe; eigentlich sogar ganz bei ihr. Max ist Verwalter ihrer ausgedehnten Güter in der Mark, doch da die liebende Mama den Sohn ungern entbehrt, so hat dieser sein Hauptquartier in der Residenz aufgeschlagen, wo er seinen ernstesten wissenschaftlichen Neigungen leben kann: er ist nämlich bewährter Alterthumsforscher und auf diesem Gebiete von verdientem Ruf.

Nachdem wir uns so in den inneren und äußeren Verhältnissen der Baronin etwas orientirt haben, wollen wir sie durch einige Saisons begleiten, um sie in dem vollen Glanze, aber auch in allen Sorgen und Kümernissen ihrer verantwortlichen Stellung als Ballmutter kennen zu lernen.

I. Der Held des Tages.

„Was gibt es denn, Mutter?“ fragte Max eines Morgens, als er das anmuthige Boudoir betrat und seine Frau Mama dort in Nachdenken versunken und mit einem tiefen Schatten auf ihrer weißen Stirne fand.

„Was es gibt?“ erwiderte sie mit so ärgerlichem Ausdrucke, als es bei ihrem stets sonnigen Temperamente möglich war. „Vielerei gibt's, was mich verstimmt. Meine Kammerjungfer hat sich verheirathet und mich der Barmherzigkeit einer ungeschickten Anfängerin überlassen, die im Stande ist, ein grünes Kleid mit gelben Klüsch zu garniren, — meine prächtvollen Farrenkräuter wollen nicht Wurzel schlagen — und Mignon, das arme kleine Ding, ist krank!“ Sie schloß die Aufzählung aller ihrer Leiden mit einem Blicke nach dem blauen Seidenpolster, auf welchem ein allerliebster kleiner Mops im Schlafe leise knurrte.

„Ist das Alles, was Dich bedrückt, Mütterchen?“

„Meine größte Sorge ist,“ lautete die zögernde Antwort, „daß Deine Tante Wilden zur Winteraison nicht zur

Stadt kommen kann; natürlich fällt dadurch Regine mir zu. Sie ist erwachsen und soll in die Gesellschaft eingeführt werden; das soll ich nun besorgen, und Du weißt, Max, wie ich es hasse, junge Damen zu chaperonniren. Ich hoffte zuversichtlich, diesen Winter frei zu sein, aber konnte ich meiner einzigen Schwester, Nein! sagen. (Als ob sie es jemals gekonnt hätte, die gute Seele!) Ich übernehme damit eine große Verantwortung! Regine ist eine Schönheit, die Männerwelt wird ihr natürlich zu Füßen liegen und Deine Tante scheint zu erwarten, daß ich sie brillant verheirathe. Es ist wirklich sehr ärgerlich!“

„Meine arme, gute Mama!“ lachte Max, „Du bist in der That zu beklagen. Stets sollst Du junge Füllen einfahren, die eine feste Hand an den Zügeln nöthig haben.“

„Und eine feste Hand, wie Du es nennst, habe ich nicht, werde sie nie haben,“ seufzte die Baronin. „Regine wird mir zwar in dieser Beziehung keine Mühe machen und weiß, was sie ihrer Stellung als Freiin Wilden schuldig ist. Sie ist ausgezeichnet erzogen.“

„Gina war ein hübsches Kind,“ pflichtete Max bei, „und wird sich zweifellos zu einer Schönheit entwickelt haben. Wann kommt sie denn, damit ich die Herren vor unserm Hause warnen kann? O Mutter, Mutter, Du bist eine wahrhaft gefährliche Person, stets hast Du das schönste Mädchen der Stadt unter Deinen Flügeln; erst neulich sagte Lieutenant Walter zu mir, wenn er jemals in den sauern Apfel beißen und heirathen würde, so machte er sicher ein Angebot beim Hollfeld'schen Ausverkauf.“

„Schäme Dich, Max, so etwas zu wiederholen! Im Uebrigen wünschte ich, Du selbst machtest endlich einmal ein Angebot!“

Um's Himmelswillen, theuerste Mama, verlange das nicht! Fange die Anderen, wenn Du kannst, aber mich laß in Frieden. Da ist zum Beispiel Graf Viktor Steineck. Jede Ballmutter und jede Balltochter in Berlin hat versucht, ihn und seine reiche Grafschaft zu erobern — wäre das nicht eine Partie für Regine?“

„Steineck? natürlich, das wäre ausgezeichnet! Er ist ein stattlicher Mann, klug, elegant, von altem Adel, so zu sagen der Held des Tages. Gut, daß Du mich an ihn erinnerst; für Regine, die Tochter meiner einzigen Schwester, muß ich mein Bestes thun.“

Dies „Beste“ in Gestalt einer glänzenden Heirath, vor Augen, ergab sich die Baronin in ihr Schicksal. Sie thaute merklich auf, streichelte den sich von seiner Krankheit erholenden Mignon und bat ihren Sohn, ein paar neue Wagenpferde für sie auszusuchen.

„Regine wird mir keine Mühe machen,“ wiederholte sich Frau von Hollfeld acht Tage später, als sie ihren Schützling zum ersten Male führte. „Sie wird Heirathsanträge erhalten wie Sand am Meere und meine Bemühungen um sie werden sehr bald vom schönsten Erfolge gekrönt sein.“

Wenn ein Mädchen zu solchen Erwartungen berechtigte, so war es sicher Regine, Freiin von Wilden. Betrachten wir sie, wie sie eben mit dem Grafen Steineck eine Quadrille tanzt. Ihre Figur in der geschmackvollen Ballrobe ist klassisch, ihre Züge sind faszinirend und wenn Du meinst, lieber Leser, daß ihr großes Auge ein wenig ausdruckslos, ihr wundervolles Gesicht ein wenig unbeweglich sei, so beweist Du damit nur, daß Du gar zu hohe Ansprüche machst. Nichts ist vollkommen unter der Sonne, mein Lieber, nicht einmal eine Dame und ein Rennpferd, und bei der Wahl beider solltest Du nur Deine überkritische Laune zu Hause lassen und nicht erwarten, in allen Punkten befriedigt zu werden.

„Ein sehr schönes Mädchen, Deine Cousine!“ bemerkte Graf Steineck zu Max, als sie nach dem Balle zusammentrafen.

„Natürlich ist sie schön!“ erwiderte Hollfeld, „das liegt, Gott sei Dank, in der Familie, und da Du Dich doch einmal opfern mußt, Viktor, so wär's jetzt an der Zeit. Bedenke, wie viel Sorge und Noth meine Mutter schon mit ihren Küchlein gehabt hat! Entweder mußten sie hoffnungslos wieder in den heimathlichen Hühnerstall, oder irgend ein durchaus nicht wünschenswerther Freier entführte wie ein Habicht eins der zarten Wesen. Gönnen ihr endlich den Triumph, Dich, den Helden des Tages zu gewinnen!“

Steineck schauderte ein wenig und sagte mit einem süß-sauren Lächeln dem Freunde gute Nacht.

Baron Max hatte Recht; seine Mutter führte einmal wieder das schönste Mädchen der Stadt unter ihrer Flagge. Regine fand überall Bewunderung, überall ertönte das Lob ihrer Schönheit und als sie, ihrem und ihrer Beschützerin hohem Range gemäß, bei Hofe vorgestellt worden war und auch in dieser schwierigen Situation durch ihr Benehmen und ihre prächtige Erscheinung Aufsehen erregt hatte, da galt sie unbestritten als die Königin der Salons. Die Baronin war stolz auf sie und trug ihr Martyrium als Ballmutter — denn ein solches bleibt es selbst in den besten Fällen — mit wahrer Anmuth und Heiterkeit. „Sie macht mir Ehre,“ sagte sie sich manchmal im Stillen, „sie ist in der That wunderschön. Wenn sie nur ein klein wenig herzlicher sein

wollte!“ Aber diesen Nachgedanken unterdrückte sie sofort und erinnerte sich daran, daß ein Herz der verrätherischste und unbequemste Besitz für ein junges Mädchen ist und Niemand sich woler befindet als der, in dessen Constitution dieser unbequeme Gegenstand die denkbar kleinste Rolle spielt. Die Baronin Hollfeld besaß ein Herz, das war unzweifelhaft und diesem hatte sie die größten Leiden und Sorgen ihres Lebens zu danken. Das unruhige Ding ließ sie einfältigerweise mit Leiden beim Kummer Anderer, es lockte unzählige Thränen aus ihren Augen, unzählige Geldstücke aus ihrer Börse, es brachte sie in die unangenehmsten Conflicte mit ihrer Vernunft, und dennoch hatte sie eine Schwäche für Leute, die ebenfalls dieses kleine Uhrwerk besaßen und ihr Leben von ihm regeln ließen. Diese Schwäche machte sich ihr nie fühlbarer, als in Gegenwart der Freiin Regine von Wilden, die eine erhabene Verachtung für dergleichen Thorheiten zur Schau trug und in dieser Beziehung, trotz ihrer nur neunzehn Sommer, ungleich höher stand, als die impulsive warmherzige Tante. Sie war eben „ausgezeichnet erzogen!“

„Steineck's Aufmerksamkeiten sind ernsthaft, Max! Du magst sagen, was Du willst,“ bemerkte die Baronin ihrem Sohne bei Gelegenheit einer musikalischen Matinee im Hause eines berühmten Künstlers. „Sieh nur, wie er auf Regine einredet!“ Und gemüthlich ihre Chokolade rührend, betrachtete sie das junge Paar, das ihr gegenüber in einer Fensternische in lebhafter Unterhaltung war.

Max lachte. „Ich glaube wirklich, er ist ein bißchen verliebt in sie. Aber Mutter, was sagst Du zu Hauptmann von Herbert? Daß er ganz den Kopf verloren hat und das Herz dazu über Regine's Schönheit, ist doch zweifellos.“

„Hauptmann Herbert?“ rief die Baronin hastig. „Das glaube ich nicht, das hoffe ich nicht!“

„Das hoffst Du nicht? Aber warum nicht? Herbert ist einer der prächtigsten Menschen, ein tüchtiger Militär und mein Freund!“

„Das mag sein, Max, aber — er ist — durchaus nicht wünschenswerth!“

„Wie, Mutter, auch Du betest das goldene Kalb an? Das hätte ich nicht gedacht!“

„Das goldene Kalb anbeten!“ erwiderte Frau von Hollfeld erschreckt. „Der Himmel verhüte es! Aber, lieber Junge, man hat doch Pflichten. Dein Freund ist ein vorzüglicher Mensch, ich habe ihn sehr gern und wenn Regine ihn liebt —“

„So würdest Du es für Deine Pflicht halten, ihr zu rathen, ihm einen Korb zu geben und Steineck zu heirathen.“

„Das habe ich nicht gesagt, Max,“ unterbrach ihn die Mutter ungeduldig.

„Aber angedeutet. Was wolltest Du sonst mit ‚Pflichten‘ sagen und der arme Herbert sei nicht wünschenswerth?“

Die Baronin schlug in ihrer Verlegenheit einen kleinen Wirbel mit ihrem Theelöffel. „Mein lieber Max, Du weißt recht gut, was ich meine. Sollte man nicht glauben, Du stecktest noch in den Kinderschuhen! Herbert hat Nichts als seine Gage, das weißt Du besser als ich!“

„Himmliche Güte, das fehlte noch!“ dachte sie unruhig, während sie sich mit der lebenswürdigen Frau des Hauses über die Vorzüge einer eben gehörten jungen Sängerin unterhielt. „Ich könnte meiner Schwester nicht wieder unter die Augen treten! Ich habe das Vorgefühl, als werde ich auch in dieser Saison Kummer erleben. Wenn Steineck einen Korb erhielte — es wäre entsetzlich! Und doch, wenn sie Herbert liebt — er scheint wirklich Feuer und Flamme für sie zu sein.“

Diese Erkenntniß kam Frau von Hollfeld allerdings etwas spät, aber sie war vollkommen berechtigt. Hauptmann von Herbert war Feuer und Flamme für das wunderschöne Mädchen, mehr noch, er liebte es von ganzer Seele. Er folgte Regine wie ihr Schatten; machte sie ihren Morgenritt im Thiergarten, so wartete er schon in irgend einer Allee, um sie zu grüßen; auf jedem Balle, in jedem Concerte, wo sie anwesend war, erschien er; er fand es heraus, wenn sie in's Theater ging und begegnete ihr sicher, wenn sie die Loge im Opernhause verließ, um in den Wagen zu steigen. Er schickte ihr so viele Blumen, daß man annehmen konnte, er habe sich zu diesem Behufe eigens eine Gärtnerei angelegt — kurz er benahm sich wie ein Verliebter, nein, wie ein aufrichtig Liebender.

Aber auch Steineck's Aufmerksamkeiten wurden täglich ernsthafter; er gab sogar eine Jagdpartie auf, um Regine zur Kunstausstellung zu begleiten — Max nannte das den denkbar stärksten Liebesbeweis! — und ward wahrhaftig eines Sonntags im Dom gesehen, nicht weit vom Hollfeld'schen Kirchenstuhl.

Ueberall sprach man davon, daß der Held des Tages sich verheirathen werde; die wichtigsten Sportgespräche, die geheimsten Toilettenverhandlungen wurden mit dieser interessanten Neuigkeit unterbrochen und die Corsofahrer in der großen Allee sagten es laut und leise: Graf Steineck heirathet die schöne Wilden!

Und dennoch war die Seele der Baronin Hollfeld trotz

dieses sie überall ungeschwinderen Geräusches unruhig. Sie dachte an Herbert und daß Regina, die stolze Regina, ihn möglicherweise lieben könnte. Als sie eines Tages mit ihrer Nichte von einer Blumenausstellung zurückfuhr, bei welcher Herbert wieder an der einen, Steineck an der andern Seite Regimens gewesen war, sagte sie leichtsin: „Ein schöner Mann, dieser Herbert! Schade, daß die Verhältnisse so ungünstig sind. Die Güter sind Fideicommiss, der älteste Sohn bekommt Alles. Hauptmann von Herbert hat absolut nichts als seine Gage.“

Verstohlen beobachtete sie den Effect dieses Wortpeiles und sie gewahrte das Außerordentliche, daß ein leichtes Er-röthen das stolze Gesicht Regimens färbte. Die Seele der guten Ballmutter war im höchsten Grade erregt.

„Heute wird Steineck sich erklären,“ sagte sich die Baronin auf einem der letzten Bälle der Saison, während sie im vollen Glanze neben den übrigen Ballmüttern auf einer rothen Sammtcaufose saß, „er ist so überaus aufmerksam und hat schon oft mit ihr getanzt. Regina sah aber auch nie so schön aus, wahrhaft königlich und — „ah, guten Abend, Hauptmann von Herbert. Ueberaus warm hier, nicht wahr?“

„Darf ich die gnädige Frau dort in den Erker führen? Es staubt dort nicht und die Fontaine verbreitet eine angenehme Kühle.“ Was war zu machen? Ein plausibler Grund zur Weigerung fiel ihr just nicht ein, und während er bei ihr war, konnte er wenigstens Regimen nicht die Cour machen. Nach zwei Minuten saßen die Beiden friedlich in dem stillen Winkel beisammen. „Wird Fräulein von Wilden Sie bald verlassen?“ eröffnete Herbert die Unterhaltung.

„Sehr gerade zu!“ dachte die Baronin und antwortete mit einigen diplomatischen Wendungen, daß noch ganz und gar Nichts darüber festgesetzt sei, daß sie vielleicht im Frühjahr mit ihr nach Wiesbaden reise; sehr geschickt knüpfte sie eine Betrachtung über die Vorzüge und Nachteile dieser eleganten Badestadt an.

„Darf ich eine offene Frage an Sie richten, Frau Baronin?“ unterbrach der ungalante Hauptmann die lebhafte Schilderung des Wiesbadener Hoftheaters.

Die Baronin schauderte innerlich und dachte: „Gott im Himmel, er wird doch mir seine Liebe zu Regina nicht anvertrauen wollen?! Das wäre ja schrecklich! Er würde mich sicherlich für sich gewinnen, er gleicht seiner verstorbenen Mutter, meiner liebsten Freundin, so sehr! Aber wie in aller Welt soll ich mich bei meiner Schwester verantworten?“ seufzte sie innerlich.

„Ist Fräulein von Wilden mit Graf Steineck verlobt?“

Wenn jemals ein Mensch in Versuchung war, eine Unwahrheit zu sagen, so war es unsere vielgeprüfte Ballmutter. Ein Ja, eine kleine Lüge würde den Hauptmann für immer entfernen und den Helden des Tages für ihre Nichte sichern. Aber die Baronin verachtete das Lügen; sie antwortete tapfer: „Verlobt — nein — noch nicht —“

„Noch nicht? Gott sei Dank!“

Frau von Hollfeld starrte ihn an. „Wirklich, Hauptmann von Herbert, ich sehe nicht ein, warum Sie —“

„Gott dafür danken, Frau Baronin? Und doch thue ich es. Sie waren die beste Freundin meiner Mutter, wollen Sie, eingedenk dieser Freundschaft, dem Sohne einen Augenblick Gehör schenken? Daß ich Ihre Nichte liebe, von ganzer Seele liebe, wird Ihnen nicht entgangen sein und ich darf ohne Ueberschätzung, ohne Eitelkeit sagen, daß sie mir Ermuthigung durch ihr Benehmen gegeben hat. Ich weiß, ich habe einen mächtigen Nebenbuhler, aber ich weiß auch, daß Regina mich liebt und nicht ihn! Ich habe noch kein entscheidendes Wort zu ihr gesprochen, aber ich muß mein Schicksal noch heute wissen, ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger. Was ich nun von Ihnen erbitte, Baronin, ist: wollen Sie, wenn Regina Ihren Rath erfragt, auf meiner Seite stehen? Wollen Sie aus Freundschaft für meine verstorbene Mutter unterstützen, was Regimens Herz zu meinen Gunsten sagt?“

Die Baronin war in stiller Verzweiflung. Keine Spanierin hat je aus Koketterie ihren Fächer so eifrig gehandhabt, wie sie es aus Verlegenheit that. Herbert appellirte an ihr Herz, und wenn das in's Spiel kam, war Frau von Hollfeld verloren.

„Aber, mein bester Hauptmann, Sie müssen einsehen —“ sie stockte, denn es ist nicht sehr angenehm, Jemandem in's Gesicht zu sagen, er sei „durchaus nicht wünschenswerth!“

„Ich müsse einsehen, daß ich mich durchaus nicht mit Steineck messen kann, meinen Sie? Gewiß thue ich das! Allein ich sehe auch ein, daß seine Liebe sich nicht mit der meinigen messen kann. Dennoch fürchte ich ihn, und darum bitte ich Sie, meine Freundin zu sein. Wollen Sie? Bedenken Sie, daß von Regina's Entscheidung das Schicksal eines Menschenlebens abhängt!“

Er erhob sich und ging; aber im Herzen der Baronin klangen seine Worte nach. Thränen traten in ihre Augen: „Wie er seiner Mutter ähnlich sieht! Aber in welcher Lage hat er mich gebracht! Soll ich denn niemals Ruhe haben?“

Für's Erste gewiß nicht. Ihr Inneres war in zwei Feldlager getheilt; Herz und Verstand stritten heftig um die Oberhand. —

„Regina, Hauptmann Herbert sprach heute Abend mit mir,“ sagte die beste und vielgeplagteste aller Ballmütter, als sie nach dem Valle im Schlafzimmer mit ihrer Nichte allein war.

Regina lächelte, und wie es der Baronin vorkam, etwas spöttisch. „Wirklich?“ sagte sie.

„Ich bin nicht hellsehend,“ erwiderte die Freiin von Wilden, gähnte ein wenig und bewunderte ihren schönen weißen Arm.

„Jedes Weib wird hellsehend, wenn es liebt!“ eiferte die Baronin. Obwohl sie die Resultate einer „ausgezeichneten“ Erziehung in der Theorie bewunderte, in der Praxis machten diese sie stets ein wenig ungeduldig. „Hat er auch mit Dir gesprochen, Regina?“

„O ja!“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Was würdest Du mir als Antwort angerathen haben, Tante?“

Die Baronin seufzte, drehte an den Quasten ihres Morgenrockes, zupfte Mignon's Ohr, der auf ihrem Schoße lag, und wünschte sich selbst auf den Grund des Meeres. „Welch eine schreckliche Lage!“ dachte sie verzweifelt. Endlich nahm sie all' ihren Muth zusammen und sprach: „Mein liebes Kind, Hunderte von Leuten haben meinen Rath erbeten und doch nur danach gehandelt, wenn derselbe mit ihren eigenen Wünschen zusammentraf. Der beste Rathgeber der Frauen, besonders in solchen Fällen, ist das eigene Herz. Aber ehe ich Dir weiter meine Ansicht sage, laß mich Deine Antwort wissen. Hast Du Dich mit ihm verlobt?“

„Ich habe ihm einen Korb gegeben!“

Das zarte Roth wich für einen Augenblick aus Regina's Wangen, sie athmete schwer.

Steineck war also noch nicht verloren. Die Baronin wußte wahrhaftig nicht, sollte sie froh, sollte sie traurig sein.

„Aber Du liebst ihn, Regina?“

„Vielleicht! aber mit solcher Thorheit wird man fertig. Ihn zu heirathen, wäre eine Narrheit; man lebt nicht nur von Gefühlen. Das habe ich ihm gesagt —“

„Das hast Du ihm gesagt, das konntest Du ihm sagen?! Nun dann hat er wahrlich nicht viel an Dir verloren!“ brach die Baronin aus. Man sieht, ihr Herz gewann einmal wieder die Oberhand und gab ihrer Vernunft den Todesstoß. „Ich bin entsetzt über Dich! Jedes zart-sinnige Mädchen fühlt Mitleid mit einer Neigung, die es nicht erwidern kann, und Du liebst diesen Mann, und —“

„Hättest Du mir angerathen, ja' zu sagen?“

„Ganz gewiß, wenn Du ihn liebst!“ sagte die Tante entschieden. „Als ich meinen lieben Mann heirathete, war er ein einfacher Hauptmann und soweit entfernt von Er-langung der Familiengüter, wie es Herbert ist.“

„Das Schicksal wäre in meinem Falle vielleicht nicht so gefällig gewesen, alle Hindernisse hinwegzuräumen. Ich habe recht gethan. Nichts ist thörichter, als sich von romantischen Grillen leiten lassen. Aber ich bin müde, gute Nacht!“

Die Freiin von Wilden nahm ihren silbernen Arm-leuchter und ging; sie trug den schönen Kopf so hoch, als schmückte ihn schon die Grafenkrone derer von Steineck. —

„Nun, Mutter, ich gratulire, das Feld ist frei!“ sagte Mar am Tage nachher. „Herbert hat sich zu einem andern Regimente versetzen lassen; er wünscht sogar, auszutreten und fremdländische Dienste zu nehmen. Den hast Du gut heimgeschickt, den armen Menschen!“

„Schweige, Mar! Meine Schuld ist es nicht, ich könnte weinen, wenn ich daran denke.“

„Und wann darf ich der zukünftigen Gräfin Steineck gratuliren?“

Ja, wann? Diese Frage stellte nicht allein Baron Mar, sondern die ganze feine Welt Berlins und Frau von Hollfeld stellte sie wenigstens fünfzigmal im Tage. Die Saison ging zu Ende; die letzte Hoffestlichkeit, das letzte Concert waren vorüber, Steineck war nach wie vor aufmerksam, aber dabei blieb es. Endlich eines Morgens, als die Baronin von einer Spazierfahrt heim kam, berichtete ihr der Hausmeister, Graf Steineck sei bei dem gnädigen Fräulein im Salon.

„Begleite mich in mein Zimmer, Mar!“ sagte die in glücklichster Erwartung schwebende Ballmutter; „wir wollen die Beiden nicht stören — Du verstehst mich?“

Mar warf sich in einen Sessel und lachte, bis Mignon wüthend bellte und der Papagei aus Leibeskräften schrie.

„Ich verstehe! Also Steineck ist wirklich gefangen und macht seinen Antrag?“

„Natürlich! ich wundere mich nur, daß er so lange ge-zögert hat. Da! — jetzt geht er, ich höre seinen Schritt auf der Treppe. Wirklich, Mar, Du könntest ein wenig theilnehmender sein. Ich zittere vor Aufregung — ich bin

so glücklich! Denke nur, wie entzückt Deine Tante Wilden sein wird.“

Seine Antwort hörte die Baronin nicht mehr; mit elastischem Schritt eilte sie durch die Zimmer bis zum Empfangsalon, wo Regina nachdenklich die Blätter eines Farren-trauts betrachtete. Sie erwiderte den herzlichen Kuß ihrer Tante ungefähr so lebhaft, als es die Marmorstatuetten ge-than haben würden, die auf geschmückten Sockeln umher standen.

„Nun, Liebchen, was sagte er?“

„Daß er sich morgen einer Nordpolerpedition anschließen — um Seehunde zu fangen.“

„Seehunde?!“ schrie die Baronin.

„Seehunde. Er hinterließ auch eine p. p. c.-Karte für Dich.“

„Und weiter sagte er Nichts?“

„Weiter Nichts.“

Die Baronin verstummte. Der Würfel war gefallen, der Held des Tages war ungefesselt auf und davon. —

„Bei Deiner Mutter stehe ich für ewige Zeiten im schwarzen Buch,“ sagte Steineck beim Abschiede zu Mar.

„Aber ich kann's nicht ändern! Ich war nahe daran, mich in Deine Cousine zu verlieben, aber sie war mir zu künstlich. Jede Miene, jede Bewegung studirt; alles ging wie nach der Schnur, wie ein Uhrwerk. Man wußte vorher ganz genau, was sie thun, wie sie sich bewegen würde. Schön aber kalt! Das ist Regina's Fehler, wie der vieler jungen Damen. Als ihr Gatte hätte ich mich ihrem schönen, un-beweglichen Gesichte gegenüber zu Tode gelangweilt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebesbote.

(S. Illustration.)

Heimlich Liebesbotschaft tragen
Ist ein Dienst, nicht ungefährlich.
Wer nicht klug ist und verschlagen,
Der bewährt darin sich schwerlich.

Wer zu solchem Dienst erbötig,
Will er seiner Pflicht genügen:
Daß er schön sei, ist nicht nöthig,
Treu nur sei er und verschwiegen.

Den sich Fatme wählt als Boten,
Ist von solchen Dienern Einer;
Nicht verschwiegener sind die Todten,
Treuher der Lebend'gen Keiner.

Ob er klug ist? Nun, ich wette,
Daß kein Fuchs so schwer zu fangen.
Wenn er wen'ger Schlaueit hätte,
Wär' er wol schon längst gegangen.

Für der Dienste treues Leisten
Lohnt sie ihn mit reichem Golde;
Aber Eins freut ihn am meisten:
Daß ihm wolgesinnt die Holbe.

Wenn sie, einen Auftrag gebend,
Ihn berührt mit zarten Händen,
Schmeichelnd ihm: er fühlt es bebend
Und er wünscht, nie möcht' es enden.

Also ist sie gluthentsachend
Durch den Zauber ihrer Schöne,
Und er grinst entzückt und lachend
Zeigt er seine weißen Zähne.

Sicher wird er dem Beglückten
Alles treulich wiederzagen,
Was die mit der goldgeschmückten
Weißen Hand ihm aufgetragen.

Alles wird er ihm berichten,
Ganz sein Glück ihn fühlen lassen,
Eingedenk treu seiner Pflichten,
Aber — insgeheim ihn hasßen.

J. Trojan.

Im Salon des „Meisters.“

Bayreuther Randbemerkungen. Von Valerius v. Volkmann.

Parfissal und das Regenwetter, das waren die „Zeitmotive“ aller Zeitungen und Journale in den verfloffenen Wochen dieses abnormen Sommers. Parfissal und Regenwetter — beides habe ich reichlich genossen, als ich, an Stelle eines erkrankten Patrons, am 26. und 28. Juli die beiden ersten, nicht öffentlichen, sondern „vertraulichen“ Aufführungen des Bühnenweihfestspiels in Bayreuth überstand; es wurde mir allerdings dabei manchmal, um mit dem biedern Gurnemann zu sprechen, „die Zeit zum Raume“ eine Verbindung, welcher nach einer physiologischen Beobachtung von mir, die „Langeweile“ entsproßt. Doch gab's auch allerlei Kurzweil dabei, und von solcher, von Nebensächlichem, will ich Ihnen Lesern und Leserinnen erzählen, ohne den unzähligen Kritiken über das jedenfalls höchst merkwürdige Werk eine neue hinzu-fügen zu wollen. Wer sich für Parfissal interessirt, wird ihn sich auch selbst angesehen haben — wer nur die „reine Thorheit“ darin erblickt, wird auch durch eine Kritik nicht gebessert — wozu also? Aber auch solche kleine Züge und Bilder aus dem Leben, wie es sich in jenen Tagen in dem sonst so stillen Städtchen, wo man das Gras in den Straßen wachsen —

sieht, wenn auch nicht hört, entfaltet, gehören zum Gesamtbilde der Wagner-Schöpfung und haben Interesse für manchen sinnigen Leser, der auch des abseits im Graze blühenden Feldblümchens sich erfreut, an dem die Menge in rastlosem Treiben achtlos vorüberhastet.

Eins vor allen: es war an den Tagen der ersten Auführungen die ganze Stadt Bayreuth, dieses typische Bild einer Residenz a. D., zwar in festlichem Flaggenschmuck und in augenscheinlich freudiger Erregung, namentlich was den jugendlichen Theil der Bevölkerung betraf, sonst aber schien ungläublich wenig vorgekehrt zu Nutz der „Wagnerweihfestspielgäste“, was deren Unterkunft, Verpflegung und Beförderung betraf; hoffentlich gestattet es sich im Verlauf des August besser.

Zwei an der Pforte des „Wahnsied“ geopferte Visitenkarten trugen mir eine sehr höfliche und formelle Einladung zur Soirée bei Richard Wagner und Frau an dem freien Abend zwischen den Aufführungen ein. Die lange Wagenreihe, die gegen 9 Uhr die sonst so öde Straße durchraselte, machte einen förmlich großstädtischen Effect, und das Gewühl im Innern der Räume, wo gewiß an zweihundert Menschen sich drängten, erinnerte im „engsten“ Sinne des Wortes an einen Londoner Rout oder einen Empfang beim Botschafter in Berlin. Der Meister und die Meisterin haben es aber wirklich verstanden, sich ein vornehmes, stilvolles Heim zu schaffen. Vom Vestibül aus betritt man zunächst eine hochgewölbte runde Halle in schöner Boisserie gehalten, eine glänzend hervorragende Orgel deutet auf die musikalische Verwendung des Raumes, Statuetten aus Wagner's Obergestalten schmücken die Wände, außerdem zwei große Marmorbüsten des Meisters und seiner Gattin. Linker Hand gestattete eine geöffnete Portiere einen Einblick in das wirklich reizende Boudoir der Letzteren, rechts gegenüber zeigt sich der Salon, in welchem heute Abend ein Buffet für Thee, Bier und kalte Erfrischungen aufgeschlagen ist. An diesem waltet eine entzückend mädchenhafte Blondine — Blandine, die zweite Tochter Frau Cosima's und Hans von Bülow's, die, wie wir hören, ihrem Verlobten, einem sicilianischen Grafen Gravina, bald zum Altare und in die ferne neue Heimath folgen wird. Die älteste Tochter, die auch in Berliner Kreisen schon eingeführte dunkeläugige Daniela, unterstützt in grazioſer Weise und mit vollendeter Sicherheit ihre Mutter beim Empfangen und Unterhalten der Gäste, während die beiden jüngsten, „Bilows“ — Holde und Eva — lieblich knospende Mädchenblüthen, nebst dem einzigen Sprossen der Verbindung Frau Cosima's mit Wagner, dem blonden jungen Siegfried, sich beiseiden im Hintergrund halten. Welch märchenhafte, aparte Kindheit und Jugend verleben doch diese Kinder — ob zu ihrem Glücke — und was bringt die Zukunft ihnen?! —

Höchst „chie“ und comme il faut, die lange Schleppe des prachtvollen meerblauen von reichen Brocatstickereien eingefassten Atlaskleides mühjam durch die Menge bewegend, zeigt sich jetzt die elegante Gestalt der Frau des Hauses mit dem frappanten, von grauen gleich denen des Vaters um die Stirn sich wölbenden Haaren unrahmten Kopfe. Bekanntlich vereint sich in ihr die Genialität und das magyariſche Feuer ihres Vaters mit der franzzösiſchen Grazie ihrer Mutter (Gräfin d'Agoult, als Schriftstellerin Daniel Stern genannt) zu einem eben so harmonischen als eigenartig fesselnden Ensemble, und wesentlich ihrer klugen energischen Führung, ihrer befruchtenden Lebenswürdigkeit, ihrem ausgleichenden vermittelnden Wesen hat Wagner es zu danken, daß „sein Wähen Frieden fand“, daß seine genialsten Gedanken zur That wurden, seine Ideale in noch nie dagewesener Weise sich verwirklichen konnten. Heute macht sie in unnachahmlich lebenswürdiger Weise die Hommours ihres Hauses, für Jeden ein verbindliches Wort habend und unermüdet den intimen Cercle im Mittelpunkte des Hauptsalons verlassend, um irgend einem sich bescheiden in den Ecken herumdrückenden getreuen Anhänger und Jünger des Meisters eine Freundlichkeit zu sagen, ihn zu weiterem Wirken befehlend und treuer denn zuvor ihn an die Fahne heftend. Höchst interessant war mir dabei heute, so recht die Aehnlichkeit der Tochter mit ihrem berühmten Vater zu beobachten, der in jugendlichster Lebendigkeit, den Goethekopf mit dem langen grauen Haupthaar schüttelnd, die Menge theilte, überall freudige Grüße tauschend und in sprudelnder Lebhaftigkeit conversirend, noch immer ein Liebling der Damen, noch immer die alte Zauberkraft seiner idealischen Hände bewahrend und ausübend. R. Wagner selbst, der Meister, erschien vornehm spät, diesmal nicht im traditionellen Costüm, sondern im landesüblichen Frack, trotz seiner 70 Jahre mit jugendlicher Elasticität und in sichtlich guter Laune inmitten seiner Getreuen sich bewegend, in seiner kurzen farbkastischen Weise Bonmots um sich werfend, stets von einer Schaar verzückt ihm lauschender Jünger umdrängt. Ich sah sogar Männer — englisch redende, also wenigstens nicht Deutsche — ihm inbrünstig die Hände küssen! Sichtlich fühlte der Meister sich durch das Bewußtsein gehoben, in diesen Tagen — trotz Arabi und Seymour — der Gegenstand der Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt zu sein. Und welche Huldigungen und Schmeicheleien, geschichte wie ungeschichte, wurden heute ihm dargeboten! Wie beglückt hingen die Augen seiner Jünger an der kleinen Gestalt mit der riesigen Schädelwölbung über dem geistvollen, scharfgeschnittenen Gesicht. Damen, denen er ein freundliches Wort des Wiedererkennens im Vorbeigehen zugeworfen, sah man mit Enthusiasmus und leuchtenden Augen solches den Umstehenden weiter erzählen. Auch an komischen Episoden fehlte es nicht. So fing ich folgende Antwort auf, in der die traditionelle Grobheit des Meisters, allerdings in gerechtfertigter Weise, wieder einmal zum Durchbruch kam. Ein junger eleganter Mann ließ sich ihm vorstellen und begann seine Anrede mit den geistreichen Worten: „Auch ich beschäftige mich seit längerer Zeit mit Musik“ — worauf der Meister ihm ins Wort fallend: „es beschäftigen sich überhaupt viel zu viel Leute mit Musik“ — sprach's und wandte sich zu Andern um.

Unmittelst aber haben wir uns zum Hauptsalon durchgedrängt, zu dem das Mittelportal der Halle führt — ein großes, stilvolles Gemach mit gewölbter Decke und Oberlicht, die Wände mit mannshoher Boisserie bekleidet, in welche Bücher-schränke voll werthvollsten Inhalts eingelassen und auf deren Sims in malerischer Abwechslung Bilder, Majoliken, Bronzen, Statuetten u. s. w. vertheilt sind. Ueber diesen schmückt die Wände eine bunte Gobelinsbekleidung. Schöne Marmorwerke, darunter eine Büste des früh, man sagt an zu viel „Tristan“

verstorbenen Wagnerjägers Schnorr von Carolsfeld, leuchten aus den Ecken, in malerischer Anordnung zieren die kostbarsten Möbel, Teppiche, Thierfelle, Fächerpalmen, Vasen, orientalische Schirme, Staffeleien das Gemach. Unter den vielen guten Delbildern heben sich zwei große Porträts von Frau Cosima, darunter eins von Lenbach effectvoll hervortretend, das Auge. Zwischen den überall vertheilten Curiositäten und Kostbarkeiten bemerkten wir in einem Glasfäßchen etablirt die dem Meister verliehenen Orden, die er nie trägt, sondern also als Raritäten verwahrt. Ein riesiger rother Atlasvorhang bildet die Hinterwand des Salons und trennt ihn von dem folgenden in den Garten altanartig hinausgebauten Gemache, welches heute nicht geöffnet ist. Aber es war wirklich ein feenhaftes Schauspiel, in dem glänzend erleuchteten Salon dieses bunte Gewühl zu erblicken, aus dem schöne Frauengestalten bedeutungsvoll hervorleuchten — wer nennt alle die Namen! — Hier sehen wir die bekannte Gönnerin und rastlose Vorkämpferin Wagner's, die künstlerisch angelegte Gräfin Schleinitz in eleganter blauer Toilette, mit der ewigen Lorquette vor dem pikanten Gesichtchen, dort in weißen Gewändern hoch emporragend die in unvergänglicher Schönheit und Jugend prangende Hildegard v. Uedom. Hier heftet unsern Blick die prachtvolle Schönheit der Gräfin Dankelmann, dort leuchtet das rothe Atlasgewand der Fürstin Rudolph Liechtenstein (früher simplement „Hedwig Stein, Schauspielerin“). Es fehlen nicht die beiden Nizt-Freundinnen, die Schwestern von Meyendorff und Staël, geborene Prinzessinnen Gortschakoff, die Grafen Pourtales, Waldersee, Wedell und viele andere hocharistokratische Namen und Gestalten. Bald aber bemerken wir auch die dunkelblühenden Augen, die behäbige Gestalt, das herzliche Lachen der Frau Materna, der ersten Kundry, der freilich morgen Marianne Brand, deren geistvolle Züge dort austauschen, als größere den Rang ablaufen wird, bis demnächst wiederum jene pikante Blondine dort, Fräulein Malten aus Dresden, mit ihrer jugendlichen Gestalt als dritte in jener Rolle rivalisirend auf dem Kampfplatze erscheint. Wir gewahren das graue Haupt, die jugendlich straffe Gestalt des biedern Gurnemanz-Scaria, der freilich gestern im dritten Act allzu komödienhaft trippelte, um das ihm noch so fern liegende hohe Greisenalter darzustellen; neben ihm ragt Niemann's Reden-gestalt, seine Hedwig Raabe als Nippesgürchen am Arme führend, aus dem Gewühl hervor. Dort aber jene gluth-ängige Schöne, die, einer Odaliske gleich, in einem Fauteuil geschniegt, mit Pariser Nonchalance die reiche Fülle ihrer in reifster Schönheit prangenden Büste, ihrer gänzlich enthaltenden Arme den bewundernden Blicken der Herren, den erstaunten der Damen preisgibt, das mit Pariser Kühnheit bemalte Gesicht unbeweglich ins Gewühl starrend — es ist Judith, die Tochter Theophile Gautier's, die geschiedene Frau von Catull Mendés, selbst Schriftstellerin, die soeben ihr neuestes Werk „R. Wagner et son oeuvre poétique“ dem Meister als Huldigung dargebracht. Uns gemahnte ihr Anblick an die „Mademoiselle de Maupin“ ihres berühmten Vaters — der Kundige weiß, warum! Und neben ihr, welche Contraste, die präde hagere Gestalt eines englischen Blaustrumpfs mit kurz-geschnittenem Haare, die Brille auf der langen geraden Nase.

Biel bemerkt und umlagert wird auch der neuentdeckte russische Maler von Zjutowski, der Schöpfer des Graaltempels, des Janbergartens und der Blumenau, letztere beide allerdings etwas sehr russisch-bunt und überladen, jener genial erfunden und aufgebaut, wemgleich ebenfalls an den bunten Nationalstil der Moskauer Kirchen erinnernd. Schon Abends zuvor wurde der elegante vornehme Künstler („er hat's aber Gott sei Dank nicht nötig“, fügte einst Rothschild der Vorstellung eines als „Maler“ titulirten Verwandten hinzu) in den Zwischenpausen von der Herzogin von Edinburgh, der Schwester seines Kaisers, sehr ausgezeichnet, die aus der Fürstenloge heraus sich lange und intim mit ihm unterhielt, wie wir von unserm nahegelegenen Plage bemerkten. In der That war er auch ihr der Brüder Jugendgespieler, da sein Vater als Gouverneur der Czarentinder deren Erziehung leitete. Und die bleiche sympathische Frauengestalt, die dort an seinem Arme hängt, ist seine Schwester; auch sie ist eine Jugendgenossin der Großfürsten, und ach! einer von ihnen liebte sie und sie ihn wieder, und Beide hatten keinen höheren Wunsch, als in bescheidener Verborgenheit als Gatten einander anzugehören und glücklich zu sein. Aber nur kurze Zeit blühte ihr stilles Glück, denn der Czar wollte anders, er verjagte dem Sohne, was er selbst sich gönnte, und von einer Weltreise zur andern mußte der junge Großfürst sein Flaggenschiff führen — einsam trauerte daheim die junge Frau. Schließlich aber kam eine Zeit, wo Beide dem eisernen Willen des Autokraten sich beugen mußten, der ewige Trennung über sie verhängte, und die Arme zog hinaus mit gebrochenem Herzen, einen schönen blondgelockten Knaben als süßes Andenken des kurzen Glückstraumes mit sich führend, rastlos die Welt durchstreifend, nur das alte heilige Rußland blieb ihr verschlossen. Der Großfürst aber ist unvermählt geblieben und kämpft tapfer mit für seinen kaiserlichen Bruder den schrecklichen Kampf gegen den alles zeretzenden und doch unsichtbaren und ungreifbaren inneren Feind.

Welch' bunte Epitaphen und Lebensschizale kreuzen heute sich in diesem Einen Raume, welche Contraste vom ernst dreinblickenden Fürsten hier zu den lachenden, plaudernden „Blumenmädchen“ dort in der Ecke — welche Fülle von Romanstoff liegt hier für den Kundigen aufgespeichert!

Auffällig blieb nur die Abwesenheit all' der Kritiker und Recensenten, die das Festspiel von allen Seiten hergezogen und die gestern die ganze Nacht das kleine Telegraphenamt umlagert, so daß schon heute Morgen z. B. in New-York die gestern hier erklangenen Leitmotive aus der Zeitung nachgejungen werden konnten. Wollten sie sich ihre Unabhängigkeit voll bewahren, nicht sich einnehmen lassen von dem Glanz, dem bestechenden Reiz der Persönlichkeit? Nur die eigentlichen Verfechter der Wagner-Sache, die Mitarbeiter der „Bayreuther Blätter“, waren zugegen: Porges, Wolzogen, Glajenapp, Stein u. s. w.

Es fehlten auch, bis auf die bekanntesten Wagnerianer unter den Musikern: Mottel, Lassen, Levy u. s. w., die Leute vom Fach, die Intendanten und Bühnenleiter, die doch gestern ebenfalls in größerer Anzahl der Aufführung beiwohnten, wie Perfall, Loën, A. Neumann u. s. w. Wollten auch sie nicht sich binden, nicht ihr Urtheil persönlich dem Meister verkünden, oder grollten sie ihm, weil er sein Werk ihren Bühnen nicht, wenigstens noch nicht — anvertrauen will?

Und ist denn wirklich die Aufführung des Parsifal auf einer andern Bühne so unmöglich? Ich glaube nicht!

Mir scheint nämlich, als wenn alle die gegen die Aufführbarkeit und gegen die profanirende Mischung des kirchlichen mit dem theatralischen Element überhaupt eisernen Kritiker zu viel Gewicht auf den Wortlaut des Textes gelegt, überhaupt nur auf Grund des Textbuchs geurtheilt hätten, nicht aber die Gesamtwirkung, den Totalindruck berücksichtigt, bei dem das Textwort gegenüber den andern auf Auge und Ohr wirkenden Effecte doch sehr in den Hintergrund tritt. (Auf andern Bühnen, vom sichtbaren Orchester überhört, wird der Text noch weniger ins Gewicht fallen.) Die Gesamtwirkung aber hat auf mich entschieden nicht den störenden Eindruck gemacht, den ich nach der Lectüre des Textes auch fürchtete, da ich keineswegs für die Verickung von Kirche und Oper schwärme und nicht im „Parsifal“ ein neues Evangelium, nicht im „Meister“ einen neuen Erlöser erblicke.

Was zunächst in dieser Beziehung die vielbesprochene sogenannte Abendmahlsfeier im ersten Acte betrifft, so wirkt meiner Ansicht nach diese Scene bei der Aufführung nur opernhast, wenn auch sehr ernst und weisevoll. Der Vorgang erinnert höchstens an ein „Liebesmahl“, wie es die ersten christlichen Gemeindefeierten, wie es die Herrnhuter noch heute in ihren Besälen begehen und wie es auch Brauch bei den Graalsrittern gewesen sein mag. Zwar singen die Kinderstimmen von der Kuppel herab Worte, die an die der Einsetzung des Abendmahls erinnern, keineswegs aber sind sie mit diesen identisch, auch verklingen sie ziemlich unverständlich. Die Brote und den Wein aber werden von weltlichen Knappen an die vor gedeckten Tafeln ruhig sitzen bleibenden Ritter vertheilt, also nicht vom Priester gespendet, und unter Anstimmung weltlicher, wenn auch ernster Gesänge ohne weitere Feierlichkeit genossen. Allerdings werden die Weinkannen und Brottörbe zuvor gegen die leuchtende Graalschaale erhoben, welche Amfortas sanft gegen diese Gefäße neigt, deren Inhalt dadurch gleichsam weihend — eine sehr wirkungs- und stimmungs-voll arrangirte Scene, von welcher sich im Textbuch keine Andeutung findet — dadurch wird die Speisung aber doch nicht zur Abendmahlspeisung. Den Graalsrittern genügt dazu ja auch der Anblick der heiligen Schaal; diese Idee liegt aber unseren religiösen Anschauungen doch zu fern, als daß wir deren Enthüllung und Erglänzen als Profanirung eines Sacraments empfinden könnten. Beiläufig bemerkt, hätten wir an die Stelle der fungirenden, einer rothen Nachtlampe verzweigt ähnlichen Schaal eine solche von facettirt geschliffenem Rubin-glas zu setzen gewünscht, welche, von innen beleuchtet, ganz anders mystisch gefunktelt und gestrahlt haben würde, als die glatte rothe Zuckerschaal, die jetzt das köstliche Gefäß repräsentirt.

Nun aber der vielgelästerte zweite Act mit seiner sogenannten groben Sinnlichkeit, seinem allzu schroffen Contrast — von Golgatha zum Venusberg! Ich habe die musikalisch so reizenden Blumenmädchen-Scenen in der Darstellung ganz unversänglich und äußerst decent gefunden, dasselbe versicherten mir Damen, die ich als in diesem Punkte sehr rigorös kenne, namentlich im Vergleich mit so manchem Ballet, das wir ohne Anstand auf unseren Hofbühnen sehen; ich erinnere mir an die Helenen-Scene in Robert dem Teufel, der freilich die Worte fehlen, zu der aber ein Jeder solche ganz anderen Inhalts suppliren muß, als die mehr läppiſchen als unanständigen Reden der Blumenmädchen sind, deren Reigen jeder verführerischen Wirkung meiner Ansicht nach entbehrt. Schon das Costüm, wie decent im Vergleich mit jeder hochgeschürzten und tiefdecolletirten Ballettense! Die naturalistischen Tricots, welche der Meister vorgegeschrieben hat, mit Zehen an den Füßen — wie Handschuhe — wirken sogar geradezu häßlich, lassen die Füße recht plumpe, den Beinansatz meist dürftig und unschön unseren durch zierliche Ballettschuhe und geschickt arrangirte Wattons verwöhnten Augen erscheinen. Auch die als Kopfsputz aufgeschleppten großen bunten Klatschrosen oder Mohnblumen sind recht geschmacklos; es eignen sich ja so viele Blumen, z. B. alle kelt- und glockenförmigen, zu solcher Verwendung, mit denen abgewechselt werden könnte. In der Gartendecoration würden wir noch jetzt die Uebermalung einiger der unförmlich großen rothen Blumenfelche mit Blau oder Weiß empfehlen, der Eindruck würde dadurch sicherlich gewinnen.

Ebenso wenig Anstoß erregend ist die Kundry-Scene. Die Kritik hat auch hier mehrfach das „leichte durchsichtige, kaum verhüllende“ Gewand der Verführerin hervorgehoben. Ein solches existirt aber auch nur im Textbuch; bei den Aufführungen trugen beide Kundry's dasselbe lange, schwere, schleppende, blumenbesetzte rosa Seidengewand und waren auf das Bächtigtste in dicke Schleier gehüllt. Wo die Venus-Scene im Tannhäuser ohne Anstand auf der Bühne erscheint — die doch auch mit Scenen tiefster Inhalts wechselt — kann auch dieser Auftritt keinen Anstoß erregen. Wie wenig es bei Darstellung und Gesang schließlich auf den Text ankommt, wie dieser trotz aller Sorgfalt in den Hintergrund tritt, war mir gerade wieder in diesem Act sehr frappant — alle die von der Kritik nach dem Textbuch als anstößig oder unmöglich bezeichneten Scenen wirkten ganz harmlos; eine in dem Zweige-gehe Klingsohr's und Kundry's vorkommende Ungeheuerlichkeit aber, die den Eingeweihten beim Studium des Textes entsetzt, die aber, musikalisch nicht verwerthet, durch ein „Motiv“ nicht hervorgehoben ist, geht spurlos und auch von der Kritik unbeachtet vorüber!

Im letzten Acte aber verletzten mich persönlich allerdings die textlich ganz unversänglichen Bilder und Situationen am „heiligen Born“, da sie unwillkürlich und unabweislich stets an Christus am Brunnen mit dem Weibe aus Samaria, sowie an die Fußwaschung Maria Magdalena's erinnern und dies gleichsam persönliche Erscheinen des Heilands auf der Bühne mir entschieden als Profanation vorkam — im Gegensatz zu Oberammergau — das man aber in keiner Weise mit Bayreuth in Parallele setzen kann — wo es durchaus nicht stört. Auch ästhetisch wirkt die Entkleidung eines Mannes durch eine Frau, die ihn bis auf's Hemde auszieht, ihn sodann bei den bloßen Beinen packt und diese in's Wasser steckt, in hohem Grade unschön und abstoßend! Ebenjo finde ich es geschmacklos und störend, daß bei dem in schwarzer Rüstung erscheinenden Parsifal das weiße Untergewand, vulgo Hemd, eine Handbreit unter dem Kettenpanzer herabhängt — wie häßlich unter-



Balkonscene in Venedig. Von Eugen de Blacas.

bricht dieser weiße Streifen die geheimnißvolle Wirkung der schweigenden, schwarzen, eisernen Gestalt! Dies muß und sollte die Regie nicht gebildet haben oder doch noch jetzt abändern. (Sist auch später gesehen. D. R.) Die weiße Taube, die im Schlusstabieau vom Himmel auf Parisfal sich herabsenkt und auch wol als Profanation

empfunden werden würde, kann ohne jede Störung des Gesamteffects auf anderen Bühnen fortbleiben. In Summa also halten wir diese neueste Offenbarung des Meisters für durchaus nicht unmöglich oder ungehörig für unsere Opernbühne und sind davon überzeugt, daß auch Wagner selbst, wenn erst die August-Ausführungen vorüber, sich nicht

zieren wird, anständige Gebote der Bühnenleiter zu acceptiren. Ebenso aber sind wir davon überzeugt, daß jede Bühne mit dem Pariser glänzende Geschäfte machen und diese Oper weit populärer werden wird, als die unbehilflichen Nibelungen. Nur möge jede Bühne sich dann auch ein besseres Glockengeläut anschaffen, als es im Bayreuther Graalsdome erklang.

Dies mißtönende Gebraun fört den ganzen Effect und tönte noch lange disharmonisch in uns nach. Gewiß der Münberger Ausstellung, mitten im praktischen, realistischen und profanischen Leben und Treiben des 19. Jahrhunderts uns besaßen, da schwebten doch die bunten Bilder, die magischen Töne des

vergangenen Abends wie ein schöner poetischer Traum aus dem idealen romantischen Jugendlande der Sehnsucht durch unsere Seele, und so wird es Jedem ergehen, dem einmal der geheimnißvolle Vorhang in dem mystisch-dämmern den Festspielhause sich enthüllt, der den wunderbaren Klangwirkungen des unsichtbaren Orchesters, wie Sphärenmusik erklingend, geläuscht hat. Die wunderbare Zauberwelt, die die Sinne gefangen hält, übt der Klingensohr-Wagner und seine Kundry doch immer wieder auf das Publicum aus, mag es auch noch so widerwillig sich ihr hingeben.

„Was ich weiter noch zu sagen hätte, wüßt' ich, meines Wissens, nicht,“ sagt Jean Paul, der doch da, wo von Bayreuth die Rede ist, auch nicht fehlen darf, und damit er das letzte Wort behält, schließt er ohne weiteres diese unmaßgeblichen Bayreuther Randbemerkungen.

Balkonscene.

(S. Illustration.)

Zubelruf! — Drommetenklänge! — Banner durch die Lüfte wehn! — Gassen auf wälzt sich die Menge, Harrend viele Tausend stehn.

Reichen Teppichs Farbenspluthen Grüßen von Balkons Rand, Schöner grüßt der hochgemuthen Frauen lilienweiße Hand!

Grüßt den braungelockten jungen Helbenhaften Königssohn, Dem der schöne Sieg gelungen, Der vergolten Feindes Hohn.

Aufwärts blickt mit stolzem Winken Junger Held, von Siegen müd, Achtet nicht der Kränze Sinken, Nicht der Blicke, hold erglüh't.

Hüt' Dich, Knab', ob ruhmumflungen Wander schon daheim verlor Den Triumph, im Feld errungen, Ward vor Mädchens Aug' ein Thor,

Aus dem Sieger — Unterlieger, Aus dem Königssohn — ein Klab'! — Wahr vor Lieb' Dich, junger Krieger. Lieb' ist mächtig! Hüt' Dich brav!

L. B.



Ein weißes Haar! Plauderei von Jos von Reuß. Mon dieu, was ist das? Ein — weißes Haar? Ganz unmöglich! Und doch — da ist es ja! Entsetzlich! ruft Fräulein Sidonie von Bertram, als sie vor dem Psefelerpiegel den mit einem Rosengarten garnirten neuen Sommerhut aufprobt, den die Pariser Modistin soeben geschickt hat. . . . Ja, da liegt es, lang, schön, weißglänzend wie Silber — und dennoch ein memento mori der Jugendluft, eine entsetzliche Verhöhnung aller irdischen Eitelkeit, ein Gegenstand des Schreckens! . . . Mit leichter flüchtiger Hand schreiben Natur und Zeit zuerst ihre Zeichen, anfangs zart, schonend, rücksichtsvoll, werden ihre Schrittzüge allmählig hart, grob, gebrängt — bis zur Lapidarschrift! . . . Aber — bis dahin ist glücklicherweise noch lange Zeit. Wie alt ist sie denn? Neunundzwanzig, aufrichtig gesagt, für gewöhnlich erst sechsundzwanzig; nun, vorerst kann sie den Kampf mit Natur und Zeit aufnehmen. Ob sie es will? Selbstredend, natürlich! Wer verzichtet gern auf einen Thron? Und die Schönheitskrone bleibt vielleicht die süßeste Erdenlast. Nicht umsonst singt ein altfranzösischer Dichter:

„Und die schöne Schäserin Bleibt die einzige Königin!“

Auch steht ihr die moderne Farblosigkeit der Toilette noch immer reizend. Selbst Grau, die „Verlegenheitsfarbe,“ vermag noch nicht die zarte Frische des Teints zu tödten. Und dennoch — das „fatale weiße Haar!“ Sie will von nun an doch auf alle Fälle den bläulichen Regierungsaffessor encouragiren. . . . Und auf dem nächsten Maskenballe wird sie im Rococo-Costüm erscheinen, um zu erproben, wie ihr der einst der Puder zu Gesicht stehen wird. Natürlich mouches dazu, um den Teint zu heben. . . .

Mit Erlaubniß — der Herr Lieutenant beliebt einige graue Haare zu bekommen! sagt der elegante ami de la tête, indem er mit einigen krafftgenialischen Bürstenstrichen die braune Haarfülle des jüngsten Premiers mitten auf dem Kopfe scheitelt. Das harmlose Wort tönt in die Ohren des Lieutenants erschütternder wie eine Busspredigt, beinahe wie der Donner des Weltgerichts. Entsetzt springt er auf, wirft die blüthenweiße schützende Hülle ab und ruft: Was reden Sie da? Sacrement! „Gins, zwei, drei, nein — ein ganzes halbes Duzend! Befehlen der Lieutenant, selbst in Augenschein zu nehmen?“

Der Angeredete empfindet das Herausziehen wie Dolchstiche und empfängt die zarten aber unumstößlichen Beweise der Vergänglichkeit alles Irdischen mit Galgenhumor. Auf Ihre, sie sind schloßweiß, wirklich merkwürdig weiß! Sehr merkwürdig!

Befehlen vielleicht etwas Ruschhalenextract? fragt der Friseur, und tritt zu dem Schranke, in welchem alle möglichen und unmöglichen Toilettenartikel aufgestapelt liegen. Das Mittel ist vorzüglich!

Dante! entgegnet der Lieutenant spröde und mit noch unüberwundenem Groll im Herzen wirft er eine Mark auf den Tisch, schnallt den Degen fester und geht raselnd und mit martialischem Gesichtsausdruck ab. Er wollte eigentlich etwas kneipen gehen, aber dieser impertinente Friseur hat ihm gründlich die Laune verborben! —

Ich werde allmählig grau! sagt die blasse Erzieherin, da ist schon wieder ein weißes Haar, das dritte seit gestern! Aber — was thut's? Die Jugend ist dahin — die bittere harte Jugend! . . . Und doch — ist das Schicksal nicht gerechter, als es scheint? Wir verlieren nur, was wir wirklich befehen haben. Was hilft uns ein Schay, den wir nicht verwertzen können? Für mich, die arme, im Schatten verblühte Erzieherin, ist die Zeit der Entsagung nun voll dahin, für die Schönen und Glücklichen kommt sie erst dann — wenn die Natur graumän das geliebte Gut, womit sie sich geschmückt hatten, zurückerfordert! Das Glück ist doch gleichmäßiger vertheilt, als es den Anschein hat. . . . Und vor dem Geiste der alternden Erzieherin erhebt ein Bild, nicht strahlend und glänzend, aber von warmen gesättigten Farben, als endlich erkämpftes friedenvolles Ziel eines arbeitvollen Lebens! . . . Es ist ein kleines Heim, mit einem Gärtchen voll Kleeber und selbstgezogener Edelrosen, das freundliche Stübchen drinnen freilich nur mit Zuckerbütenpapier beklebt, aber mit duftigen blüthenweißen Gardinen besetzt und vielen zierlichen selbstgehäkelten Decken. Dazu hübsche bequeme Möbel, ein schönes Piano und ein Bücherbrett voll guter klassischer Werke. Und was die Hauptsache: ein Mütterchen, was die langentbehrte verblühte Tochter liebt und häßfacht, als sei diese wirklich noch ein Kind und dem die Tochter dafür beide Hände unterbreitet. Dann endlich haben sie Zeit, einander zu lieben, Zeit und Gelegenheit, und sie werden es nachholen — gewiß! Wenn sich auch die Jugend nicht nachholen läßt, die Liebe thut es — bis zum Tode! —

Mir scheint, daß ich eigentlich frühzeitig ergrauet! sagt der Professor der Chemie, als er, die etwas flüchtige Toilette beendend, zufällig vorübergehend in den Spiegel sieht. . . . Glücklicherweise weiß man mit Hilfe der Wissenschaft nun ganz genau, daß die Haare Horngebilde der Haut sind und daß das Ergrauen in einem Schwund des Farbstoffes und einer Vermehrung der in den Haarröhren befindlichen Luft besteht. Die Farbe wird selbst nur bewirkt durch einen bräunlichen Farbstoff, den Pigment, der selbst wieder nur ein umgewandelter Blutstoff ist. Nun glücklicherweise geschieht das Ergrauen wenigstens schmerzlos. —

Aber Herzensmama, was hast Du denn da? Du hast Dir ja einen langen weißen Zwirnsaden eingestochten, jagt das fünfjährige Trudchen, das Nesthäkchen und Schmeicheltäkchen, das auf den Schoß der Mutter geklettert ist und ihr die Waden streichelt.

Aber, mein Trudchen, bist Du noch dumm! Das ist ja ein weißes Haar, wie Großmama einen ganzen Kopf voll hat unter ihrer weißen Spitzenhaube.

Weißt Du denn das gar nicht? Alle alten Leute bekommen weiße Haare! berichtet die zehnjährige Agnes mit weisheitsvoller Ueberlegenheit.

Ich wollte, es wäre ein ganzes Bündel, dann könnte ich meinem Schimmel doch einen neuen Schweiß daraus machen, meint der siebenjährige Gustav bedauernd.

Aber, Mama — bist Du schon alt! ruft Trudchen erschreckt. Nun gehst Du wol niemals wieder auf den Ball, Mama? fragt Agnes.

Nein, mit grauen Haaren bleibt man immer zu Hause, wie eine Großmama, bescheidet Trudchen.

Was solch ein kleines rosiges Kindermäulchen doch für große Wahrheit reden kann! Das einfache Wort trifft die junge Frau, die am Ramin sitzt, die Kleinen, mit den zierlichsten schleifengeschmückten Seidenschuhen bekleideten Füßchen gegen den Marmor gepreßt, wie eine ernste Mahnung. Sie hatte es während der animirten Saison ganz vergessen, daß sie schon die Dreißig passirt hat. Ihr Spiegel ist beinahe ebenso galant wie die Welt, die sie noch heute zu den Schönheiten zählt. Nur bei hellem Tageslicht zeigt er ihr mit anerkennenswerther Offenheit die Krähenfüßchen, wie ein treuer Freund, am Abend aber bei Kerzenlicht ist er noch so blind verliebt wie ein Liebhaber. . . . Und erst die letzte vollreife Schönheit ist es ja, die wir bewußt und vollbeglückt genießen, wie einen schönen Herbsttag, auf den bald der Winter folgt! . . . Und nun schreiet sie das schlichte Kinderwort aus Anlaß des „weißen Zwirnsadens“ aus den Illusionen auf, in welche sie sich gewiegt, und ihre Kleinen werden zu Busspredigern der Selbsterziehung. Unsere Kleinen sind nun einmal unsere besten Lehrmeister und das eitle verstockte Herz, das der Kindespflicht trotzt, beugt sich willig der Elternpflicht. Aber — weshalb sollte sie denn auch nicht alt werden wollen? Bringt sie nicht jeder Tag, den ihr das Leben von der Jugend abzieht, der Zeit näher, wo sie neu in ihren Kindern erblihen wird? Dazu die Liebe des Gatten! Sie ist so reich an dem besten rein menschlichen Glück, daß sie das Bischen trügerischen Jugendglückes wol entbehren kann. Das Weib, das sein Haupt an die Brust des treuen erprobten Mannes legen kann und nur seine Arme zu öffnen braucht, um in ihren Kindern das höchste Erdenglück zu umschließen, bleibt jung auch noch im Herbst des Lebens und reich auch am Bettelstab!

Musikalische Lectüre für Damen. (Sammlung musikalischer Vorträge. Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Die geeignete Leserin, welche meinen Artikeln einige Aufmerksamkeit schenkt, wird wol schon bemerkt haben, daß die gefühlsvolle musikalische Literatur mir wenig Gefallen abgewinnen kann. Nicht etwa aus pedantischer Vorliebe für die schwer wiegenden wissenschaftlichen Bücher, die nur dem Fachmanne oder dem philosophisch gebildeten Leser zugänglich sind; sondern weil jene gefühlsvollen Schriften meistens das Verständniß der Musik eher verwirren als befördern. Ohne wahres Gefühl gibt es kein Kunstverständniß; aber das wahre Gefühl muß dadurch angeregt werden, daß man den hohen Werth des Kunstwerkes dem Verständniße näher bringt, nicht durch bloße Anrufungen des Gefühls in schönen Redensarten! Eine alte täglich sich erneuernde Erfahrung lehrt, daß diejenigen Musikfreunde und Freundinnen, welche viel von jenen jetzt so beliebten empfindsamen Schriften lesen, am wenigsten selbständiges Urtheil besitzen, daß sie die Werke, über deren Componisten sie redt schöne Dinge gelesen, unbedingt bewundern, dagegen solche, die ihnen nicht durch derartige Lectüre vorher mundgerecht gemacht worden, gleichgiltig betrachten, falls nicht ein altklassischer oder berühmter neuer Name jedes Selbsturtheil beseitigt. Es kann überhaupt nicht oft genug betont werden, welche ein unbedenkbarer Unterschied zwischen Empfindung und Empfindsamkeit, Gemüth und Gemüthlichkeit vorherrscht und wie oft dennoch die beiden Begriffe verwechselt werden. Ist nicht der Ausdruck „ein ungemüthlicher Mensch“ im gewöhnlichen Sprachgebrauche gleichbedeutend mit „ein gemüthloser?“ Und wie vielen Empfindeleien in den musikalischen Schriften ließe sich nachweisen,

daß sie gerade das Gegentheil von dem sagen, was ein gewissenhaftes Studium in der Composition des Meisters erkennen läßt, daß sie also dem richtigen Verständniße der Musik eher Gefahr als Nutzen bringen? Wir wollen hier dieses Thema nicht weiter erörtern und von der Verneinung zur Bejahung übergehen, d. h. zum Hinweise auf solche Schriften, welche dem Verständniße, das zum richtigen Fühlen leitet, Anregung und Unterstützung verleihen.

Zeit einiger Zeit erscheinen in dem Verlage der altberühmten Firma Breitkopf & Härtel Vorträge über musikalische Gegenstände, Biographien, oder Studien über einzelne Werke, über gewisse Perioden der Musikgeschichte, oder Betrachtungen über allgemeine Fragen. Jeder dieser „Vorträge“ ist ein abgeschlossenes Ganze und bietet meistens eine ganz genaue Uebersicht des besprochenen Gegenstandes. Der Stil ist durchweg jedem Gebildeten leicht verständlich, die Ausstattung der Hefte ganz vorzüglich (Velinpapier mit künstlerischem Druck und Schmuck), der Preis ein außerordentlich billiger, 1 Mark bis 2 Mark. Wir nennen hier diejenigen Vorträge, welche dem Interesse und Verständniße der Musikfreundin am nächsten liegen: Robert Schumann und seine Familiengenossen von Selmar Bagge; Friedrich Chopin's Leben und Werke von Riggl; Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert von Wajelewski; Franz Schubert's Leben und Werke von Riggl; Dessenliche Musikpflege in Nordamerika von Max Goldstein; Faustina Borboni-Passe von Riggl; Gertrud Elisabeth Mara von demselben (beide sehr interessant); Ein Lebensbild Robert Schumann's von Philipp Spitta (vortreflich!); Dessenliche Musikpflege in Italien von Martin Röber.

Wir haben hier diejenigen Hefte genannt, welche uns als die empfehlenswertheften für Damen erscheinen; unter den von uns nicht genannten befinden sich noch einige sehr werthvolle. Da auf der Rückseite jedes Heftes das Verzeichniß der sämtlichen erschienenen sich befindet, wird jede freundliche Leserin dann selbst noch entscheiden können, was sie speciell interessiert.

Wir sind überzeugt, daß die Lectüre der von uns empfohlenen Hefte die besten Beweise für unsere Ansicht geben wird; die richtige auf Studium und Sachkenntniß gegründete, in klarer Weise dargelegte Werthschätzung der Kunst und ihrer Meister ist für Gemüth und Kunstverständniß der Musikfreundin die beste Leiterin. Denn sie führt zum Selbststudium, und das ist das rechte! Nur wer früh aufsteht und fühle Morgenluft, auch einmaliges Nüchtern nicht scheut, kann die Herrlichkeit des Sonnenaufgangs erkennen. Alles Lesen von schönen Beschreibungen hilft nichts. S. Christ.

Ein Toilettenstück der

Rococozeit. Daß der Rococo-Geschmack mit seinen capriziösen Launen sich vornehmlich im Bereich der weiblichen Toilette mächtig erwies, dürfte bekannt sein. Aber die grillenhafte Laune des Modegeschmacks dehnte sich auch auf die Gestaltung des Toilettenstückes aus und gab demselben nicht selten die wunderlichsten Formen. Das Germanische Museum zu Nürnberg bewahrt davon eine seltsame Probe. Die Toilette erscheint hier als Frauengestalt, die der sich Ankleidenden den Spiegel vorhält; aber wie seltsam ist erstere construiert! Den unteren Theil des Körpers bildet eine Kommode, deren wellenförmige Ausbauchungen die Falten eines Reifrock's nachahmen, deren drei Schiebladen einen schürzenartigen Auspuß darstellen, unter denen die beiden Vorderbeine der Kommode als zwei zierliche, in Wandschleifen geschmückte Stöckelschuhe gekleidete Damenfüßchen hervorgucken. Ueber der Platte der Kommode erhebt sich der Oberleib einer weiblichen Gestalt, bekleidet mit einem (die Gardine des Tisches bildenden) reichgeblühten Pudermantel, vor sich den kleinen Toilettenspiegel haltend. Den Kopf schmückt eine kappenartige Mütze mit in den Nacken herabfallender Frijur: das Ganze höchst seltsam, ja bizarr! Und doch — ce que femme dit, Dieu le dit.



Im Billerthal.

(Vergl. die M. in vor. Nr. Schluß.)

Noch ein Wort über die Bewohner dieses gleitscherumkränzten, wasserfalldurchrauschten, fruchtbaren Thales. Es sind kräftige, thätige, schöne Leute, so stattlich und wolgebildet, daß sie selbst in dem durch körperliche Bildung ausgezeichneten Tiroler-Volk noch eine Art Elite-Stamm bilden. Aber das schöne Thal vermag seine schönen Kinder nicht zu ernähren, und so ziehen mit Sommers-Anfang viele Hunderte als Arbeiter hinaus, ihr Brot jenseits der Felswände, die das Thal einschließen, zu suchen; andere Hunderte durchziehen als Hausierer, Kräuter-, Essenzen- und Handschuhhändler Jahr aus Jahr ein die Fremde oder tragen ihre reizvollen Alpenlieder als willkommenen Gäste in die Concertsäle der Großstädte. Am liebsten freilich bleiben sie daheim und suchen, was Ackerbau, Viehzucht und Jägerei ihnen an Ertrag nicht ausreichend zu gewähren vermögen, dem von Jahr zu Jahr steigenden Fremdenverkehr in ihrem Thale abzugewinnen. Unser Bild zeigt den Touristen einige jener, dem Fremden so freundlich behilflichen und höchst nützlichen Bewohner des Billerthales in wolgeroffenem Porträt. Da ist Jaakl, der Jäger, das Prototyp eines rüstigen, etwas verwitterten, kühnen und unermüdbaren Waldmannes, dessen gefährliches Revier die Felsen und Alpenwälder sind; da ist Toni, der Führer, der schon länger als ein Menschenalter den naturliebenden Reisenden die Pfade gezeigt zu den Schönheiten von Gebirg und Thal und sie vor Gefahren treulich und sorglich behütet; da ist Bittl, die lehrföhige Semnin, deren Erscheinung dem Reisenden keineswegs jene Enttäuschung bereitet, wie auf dem bekannten drolligen Bilde der „Fliegenden Blätter“: „Das Semnerküstli, wie's sich der Lieutenant von Z. gedacht hat und wie's in Wirklichkeit ist;“ da ist das allerliebste Moidele von Einzing, so geschäftig froh und hilfföhig, munter wie eine Lerche, um die Reisenden, zumal wenn Kinder darunter sind, emsig liebevoll

bemüht; da ist ferner das gute Mannerl aus Meyrhofen, aus dessen braunen, kleinen, fleisigen Händen der Tourist, der ihm im Wald begegnet ist, so manchen Korb buftiger Beeren in Empfang genommen hat; da ist endlich das charakteristische Porträt eines jener zähen, schwerarbeitenden, unermüdbaren Bauern des Zillertales, das echte Vorbild seiner ganzen Klasse.

Aber nachdem von dem rührigen Erwerbseifer der Zillertaler bisher fast allein die Rede gewesen ist, darf schließlich nicht unterlassen werden, an die so charaktervoll und energisch bewiesenen tieferen geistigen Bestrebungen und Bedürfnisse derselben zu erinnern. Oder wäre es schon vergessen, daß heute vor 50 Jahren 399 Männer, Frauen und Kinder, denen die katholische Lehre nicht mehr die Seele sättigte, nach ernstlichen Bemühungen, in der theuren Heimath Duldung für ihre Ueberzeugung zu erringen, ihr geliebtes Thal verließen und in die Fremde wanderten? In Erdmannsdorf in Schlefien konnte man heuer ein schönes, tief bewegendes Jubiläum feiern!

Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. October.

Fig. 1. Promenadentollette aus Plüsch und Plaidstoff. Der Rock dieses Kleides ist aus Plüsch hergestellt und am unteren Rande mit einem 8 Cent. breiten gefalteten Volant verziert. Die den Rock theilweise bedeckende Tunika ist derartig arrangirt, daß das Carreau in schräger Lage zur Geltung kommt. Der eng anschließende Paletot aus grünem Plüsch ist mit Stiderei ausgestattet und durch Kragen und Aermelausschläge von Federbüchse vervollständigt. Gut aus grünem Seidenplüsch mit Garnitur von gleichfarbigen Bandschleifen und Federn.

Fig. 2. Gesellschaftskleid aus Sammet und Seidengaze. Der Rock dieses Kleides ist aus dunkelrothem Atlas gefertigt und theils mit Seidengaze, theils mit Sammet bedeckt. Außerdem garniren den Rock breite, durchbrochene seidene Spitzen, deren beide unteren mit rothem Atlas, sowie ein 6 Cent. breiter, a plissé geordneter Volant von rothem Atlas, sowie Jacken aus gleichem Stoff begrenzen den unteren Rand. Die Taille aus damas-velours ist lazarartig mit Atlas unterlegt und Spitze bedeckt; durch gleiche Ausführung werden die Revers hergestellt. Schleifen vervollständigen die Garnitur. Gut aus braunem Sammet, mit gefalteter Einfassung von rothem Seidenplüsch und reicher Garnitur von Federn, Blumen und Bandschleife.



Von der mehr und mehr sich geltend machenden Mode der Verschnürungen haben wir bereits in einem früheren Bericht gesprochen; heute haben wir zu constatiren, daß ihr Erfolg durchgreifend genannt werden muß. Die schwarze Farbe des dazu angewendeten Materials wird wie anfänglich so auch jetzt noch am meisten für schwarze Stoffe, sowie für die dunklen Töne anderer Farben bevorzugt; indessen vermitteln auch Soutache- und Treppenverschnürungen in anderen Nuancen, wie dunkelblau, grau, braun, olive, bleu electric, reizende Wirkungen. Zumeist werden die Verschnürungen als Vorbüden der Tunikas, als tabliers und Rockbüden angebracht; an den Taillen verschnürt man die Aermelausschläge und Reversstragen, bisweilen auch Rücken- und Vordertheile. Solcher Art sind häufig die so sehr beliebten einfarbigen Taillen, die zu andersfarbigen oder carrirten Röcken getragen werden und deren Eigenart sich durch die in Jacken, runde oder eckige Patten ausgeschmittenen Schoßtheile kennzeichnet. Wird eine solche Taille an Stelle der Verschnürung mit Brandebourgs oder Pitschentöpfen ausgestattet, so soutachirt man die Pattenhöhe mit schmaler Vorbüde. Es muß indessen bemerkt werden, daß die Garnitur der Brandebourgs und breiteren Treffe mehr für die knapp anliegenden, auf den Hüften geschweiften Taillen ausersuchen scheint, als für die längere Schoßtaile. In einer unserer nächsten Moden-Nummern wird eine solche soutachirte Taille nebst Dessin für die Verschnürung (in Originalgröße auf dem Supplement) erscheinen. Inzwischen verweisen wir auf die unten genannte Firma, welche in ihrem Stidereiatelier Verschnürungen jeder Art ausführen läßt oder auch auf Wunsch nur das Vorzeichnen der Dessins für die Selbstanfertigung eines Kleidungsstückes übernimmt. Der Preis für die Verschnürung einer Taille beträgt bei reichem Dessin incl. Material etwa 12 Mark, für den Rock resp. Tunika 16—18 Mark. (Bezugsquelle: Siegbert Levy, Berlin, Markgrafenstr. 33—34.)



1.

Aus diesen schweren Stoffen stellt man für hochlegante Promenaden- und Visitentolletten Ueberkleider her, die, bis zum Taillenschluß geknüpft, nach beiden Seiten hin auseinandergehen und den seitlichen

à tablier mit Plüschapplication reich gestickten Rock sehen lassen. An Stelle der Stiderei ist der vordere Rocktheil auch bisweilen in dichter Folge mit seidenen, am unteren Rande in tiefe Falten ausgeschnittenen, sehr faltigen, schmalen Volants besetzt, von denen je vier übereinander den Eindruck einer sehr vollen Rüsche gewähren. Um dem Sammet auch wieder zu seinem Ehrenplatz zu verhelfen, fertigt man auch Ueberkleider aus Sammet oder verwendet ihn zu schönen Garnituren, wie an Abb. 2 ersichtlich. Dasselbe stellt ein ebenso hübsches wie grazioses Costüm aus blaugrauem indischen Kaschmir und dunkelblauem Sammet dar, das ganz besonders für jugendliche Erscheinungen klebsam sein dürfte. (Bezugsquelle: Bonwitt & Littauer, Berlin, Behrenstr. 26.)

Unter den carrirten Stoffen machen sich mehr und mehr die Dessins mit großen Carreaux geltend. Bisweilen erglänzen sie in recht grellen Farben. Blau und roth erscheinen noch bescheiden, extravagant aber gelb und olivegrün. Und doch trägt man es. Man trägt eben Alles. Unsere Pariser Berichterstatterin betont sogar, daß die dortigen Löwinnen der Mode durchaus die Extravaganz suchen.

Mäntel und Kleiderstoffe solcher großcarrirten Stoffe sind nichts Seltenes und häufig zeigen die einfarbigen Felber der Carreaux noch Dessinfiguren, die in Soutacheverschnürung ausgeführt oder eingewebt sind. Aus solchem Stoff ist der Mantel Abb. 3. Die Dessinfiguren auf rothem Felbe sind blau, die in blauem Felbe rothe Anker. Man sagt, daß die schönen Amerikanerinnen in Dieppe, Vichy und Houtgate besondere Passion für die Ankerdessins zu Strandtolletten bekunden und die Pariserinnen sie für Strassentolletten, Abendmäntel u. bereitwillig übernommen hätten. An dem Modell, dem wir Originalität nicht absprechen können, sind die Enden der starken, roth und blauen Seidenbänder sogar mit Anker aus Passementerie versehen. (Bezugsquelle: Bonwitt & Littauer.)

Eine Abart des indischen Shawls, der schon im Frühjahr nach langer Ruhe wieder einige Sensation machte, sind die leichteren und bedeutend weniger kostspieligen indischen Tücher „Emir“ genannt. Sie sollen den ersteren da ersetzen, wo man so leicht sich nicht entschließt, aus dem Shawl irgend ein anderes Kleidungsstück zu fertigen oder ihn zwecks einer Garnitur zu zerschneiden. Diese Emir-Tücher, in leichterem Gewebe schon im Preise von 15 Mark per Stück vorhanden, geben hübsche sorties in Dolmanform. Ihr Farbeffect kann bedeutend durch Stiderei mit Goldfäden, durch farbenreiche Franze oder Goldspitze erhöht werden. Nicht minder geschmackvoll werden die Emir-Tücher zur Garnitur von Costümen verwendet, wofür sie als Einfaßtheile, tablier oder Vorbüde angebracht werden. (Bezugsquelle: Mode-Bazar Gerson, Berlin.)

Hüte erfreuen sich in diesem Herbst einer ganz besonderen Varietät. Momentan steht an der Spitze der zahlreichen Collection der Filzhut, und selbst dieser ist vielfach verändert. Der Jetztzeit entsprechend und berechnet für die Freunde des mancherlei Sport: der Jagd, des Reitens, Promenirens, für Excursionen in Wald und Feld ist der ebenso zierliche wie klebsame Hut chasseur, mit spitzem Kopf und schmaler, an einer Seite hochgebogener Krempe. Seine ganze Ausstattung besteht in 4 Cent. breitem Reppbande,

welches an der Seite in einfache Schlingen geordnet ist (siehe Abb. 4). Ebenso hübsch sind die Filzhüte an beiden Seiten hochgeschlagen, sowohl mit rundem Kopf, mit Welpelrand oder mit breitem Rand. Letztere pflegt man wol mit Sammet und Federn, mit einer Möde mit ausgebreiteten Flügeln oder mit einer Montüre aus Hahnen- oder Japanesenfedern auszustatten, während die kleineren Hüte mit rundem Kopf, die sogenannten Wienerhüte, mit den jetzt so beliebten Schleiern aus Chenillegaze garnirt werden. Abb. 5 zeigt einen hübschen blaugrauen Filzhut mit gleichfarbigem Sammet und einem Vogel garnirt. (Bezugsquelle: Geishw. Hager, Berlin, Zerusalemstr.)

Eine empfehlenswerthe Neuheit ist der patentirte „Trockenständer für Ericotunterjacken“; er ist aus spanischem Rohr gefertigt, bequem transportabel und je nach der Größe der Jacke zu reguliren. Hauptvorzug ist, daß er das Einlaufen derselben verhindert und außerdem das Trocknen beschleunigt; der Gegenstand ist nach



4.

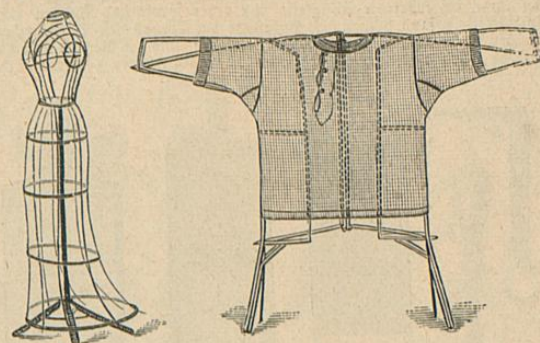


5.

welches an der Seite in einfache Schlingen geordnet ist (siehe Abb. 4). Ebenso hübsch sind die Filzhüte an beiden Seiten hochgeschlagen, sowohl mit rundem Kopf, mit Welpelrand oder mit breitem Rand. Letztere pflegt man wol mit Sammet und Federn, mit einer Möde mit ausgebreiteten Flügeln oder mit einer Montüre aus Hahnen- oder Japanesenfedern auszustatten, während die kleineren Hüte mit rundem Kopf, die sogenannten Wienerhüte, mit den jetzt so beliebten Schleiern aus Chenillegaze garnirt werden. Abb. 5 zeigt einen hübschen blaugrauen Filzhut mit gleichfarbigem Sammet und einem Vogel garnirt. (Bezugsquelle: Geishw. Hager, Berlin, Zerusalemstr.)

Eine empfehlenswerthe Neuheit ist der patentirte „Trockenständer für Ericotunterjacken“; er ist aus spanischem Rohr gefertigt, bequem transportabel und je nach der Größe der Jacke zu reguliren. Hauptvorzug ist, daß er das Einlaufen derselben verhindert und außerdem das Trocknen beschleunigt; der Gegenstand ist nach

22 bis 30 Minuten trocken und glatt zum Gebrauche hergerichtet, da der Apparat das Rollen oder Plätten überflüssig macht. Der Trockenständer (5 Mark) ist von der Kunst-Korbflechtere von B. Lettweiler in Berlin (19. Königin Augustastr.) zu beziehen.



— Beifällige Aufnahme finden auch die Kleidergestelle aus spanischem Rohr des Hrn. Lettweiler; mit drehbarem oder mittelst Stahlfedern verstellbarem Ständer, so daß sie für jede Figur passend gestellt werden können. Die Preise variiren zwischen 5 bis 16 Mark.

Feine Küche.

Recepte für die Saison.

Gurkensuppe (englisch). Nach früherer Vorschrift kocht man mit Wurzelwerk und Salz eine gute Fleischbrühe — für 12 Personen rechnet man 4 Liter —, 4 große, geschälte, in Scheiben geschnittene Gurken rechnet man mit 3 Eßlöffeln voll feinem Weizenmehl durch, dämpft sie in Butter, streut dabei etwas Muscatnuß und 2 Prisen weißen Pfeffer über die Gurken, gießt die durchgefeigte Fleischbrühe darüber und läßt die Brühe 1 1/2 Stunde kochen, treibt sie dann durch ein Sieb, macht sie wieder kochend heiß, schmeckt nach dem Salze, zieht sie mit 4 bis 5 Eibottern ab und richtet die Suppe über kleinen gerösteten Semmel-Croutons an.

Kaulbarsch mit CitronensaUCE. Die gut gereinigten Fische stellt man mit Salz bestreut, 1 bis 1 1/2 Stunde zur Seite. Den Boden einer Casserolle bedeckt man mit dünnen Scheiben von Sellerie, Möhren, Petersilienwurzeln, etwas Basilika und 1 Stange Porree, legt die abgetrockneten Fische darauf, übergießt sie mit Wasser, bringt sie unter sorgfältigem Schäumen zum Kochen, fügt nun 50 bis 75 Gramm Butter, einige Gewürzkräuter hinzu, stellt den Fisch auf eine entfernte Herdstelle, wo er zieht, aber nicht kocht, bis er gar ist. Vorsichtig legt man den Fisch, den Rücken nach oben, auf eine erwärmte Schüssel und stellt ihn im Marienbade warm. Die Brühe feigt man durch, gibt etwas dünn geschälte Citronenschale, 1 in dünne Scheiben geschnittene geschälte Citrone, ohne deren Kerne, etwas mit Weiswein vermishtes Mehl, etwas Capern ohne deren Essig dazu, läßt die Sauce etwas einkochen, zieht sie mit einigen Eibottern ab — sie muß recht sämig sein — gießt sie über den Fisch und garnirt die Schüssel mit Citronenpflüchen und Petersilie.

Rehcoteletten mit Tomatenpurée. Aus dem Rücken eines jungen Rehens werden hübsche fleischige Coteletten nach Bedarf geschnitten, gleichmäßig zugeflucht, leicht mit der flachen Seite des Hackmessers geklopft, auf einer Seite zierlich gespitzt, mit Salz bestreut; die Coteletten werden dann nebeneinander in eine Sautierpfanne, in die man reichlich zerlassene Butter that, gelegt, der Deckel auf die Pfanne gesetzt und diese zur Seite gestellt. Die ganz reifen Tomaten halbt man und nimmt mit einem Löffel den wässrigen Saft und die Samenkörner heraus; feiche Butter läßt man zergehen, legt die ungeschälten Tomaten hinein, fügt etwas rohen Schinken, Chalotte, Salz, Pfeffer, 1 Lorbeerblatt, 1 Stückchen Citronenschale hinzu, dämpft die Tomaten weich, gibt noch etwas weiße Coulis hinzu und läßt sie zu einem ziemlich dicken Brei einkochen, nimmt dabei sorgfältig Schaum und Fett ab, streicht ihn durch ein Sieb und stellt ihn im Marienbade bis zum Anrichten warm. Die Coteletten werden nun rasch sautirt, mit Glace bestrichen, im Kranz en mirton angerichtet und dann wird das sehr heiße, noch mit etwas frischer Butter verrührte, Tomatenpurée in die Mitte der Schüssel gegeben.

Statt der Rehcoteletten kann man solche vom Kalb, Lamm oder Schwein verwenden.

Salamis von Wildenten mit Oliven. 2 bis 3 schöne Wildenten, die man gut vorbereitete und dressirt, legt man in eine gut schließende Casserolle, bepinselt vorher Brust und Keulen mit Citronensaft und umwickelt sie mit Speckplatten, legt einige Zwiebeln, Möhren, etwas Sellerie, Porree, 1 Lorbeerblatt, 2 Wachholderbeeren, 5 bis 6 Pfefferkörner, etwas Citronenschale neben die Enten in die Casserolle, bestreut sie mit Salz, gießt 1/2 bis 1 Liter Rothwein darüber, schließt den Deckel fest und dämpft die Enten langsam gar, worauf man sie, noch mit dem Speck umgeben, auf einer Schüssel im Marienbade warm stellt. Der entfettete durchgefeigte Fond wird mit etwas kräftiger Fleischbrühe und einem Theelöffel voll Fleischextract langsam 15 bis 20 Minuten gekocht, dann fügt man die ausgefeilten Oliven aus einem 1/4 bis 1/2 Liter großen Glase dazu, läßt die Sauce 5 Minuten damit kochen und schäumt sie nochmals ab. Die Enten werden nun zierlich zertheilt, auf eine Ragoutschüssel gelegt, mit heissem Portwein besprenzt, die Olivenauce darüber gegossen und mit Fleurons umgeben zu Tisch gebracht.

Kalbsrücken (Schweizer Küche). Der Rücken eines fetten Kalbes wird vorsichtig, ohne die Haut zu verletzen, geklopft, dann lüftet man die Haut vorsichtig von unten herauf mit der Hand bis zum Rückgrate. Schon vorher bereite man eine Füllung: 100 Gramm frische Butter rührt man zu Schaum, fügt 75 Gramm feingehackten Luttich, 25 feingehackte frische oder eingemachte Champignons oder 5 feingehackte Trüffel hinzu, streicht dies gleichmäßig unter die Haut auf den Rücken, näht die Haut fest mit dem Fleisch zusammen, bepinselt den Rücken mit zerlassener Butter und brät ihn unter fleißigem Begießen mit Butter, später mit etwas Fleischbrühe 1 Stunde. In den letzten 5 Minuten begießt man den Braten mit saurem Rahm und benützt dazu 1/2 Liter. In Ermangelung von saurem Rahm kann man auch süßen Rahm nehmen, den man mit etwas Mehl (1 Theelöffel voll) und mit einigen Tropfen Essig verührt. Beim Anrichten entfernt man den Braten, rührt die Sauce mit einigen Tropfen kaltem Wasser klar, schmeckt nach dem Salz, feigt sie durch und entfettet sie. Auch 125 Gramm gewässerte feingehackte Sardellen kann man statt der Champignons oder Trüffel benutzen.

Chartreuse. Rosentohl, Alumentohl, dieser in kleinere Röschen zertheilt, Carotten, Schwarzwurzeln, Artischockenböden, Carby werden, jedes für sich zu einem feinen Gemüße gekocht. Wieder jedes Gemüße für sich läßt man auf Porzellan-Durchschlägen über reinen Gefäßen abtropfen. Den Boden und die Seitenwände einer glatten runden Blechform — eine Form zu Chartreuse ist einer Chartreterform sehr ähnlich — belegt man ganz dicht mit dünnen großen Speckplatten, streicht von der Farce Recept 9 etwa 1 Cent. dick darauf, legt in hübscher bunter Reihenfolge die einzelnen Gemüße darauf, jede einzelne Sorte aber wieder mit Farce bestreichend; auf die letzte Schicht Gemüße streicht man abermals 1 Cent. dick Farce, legt Speckplatten darauf und stellt die Chartreuse 20 bis 30 Minuten in einem mäßig heißen Ofen oder läßt sie im Marienbade gar werden. Die abgetropften Saucen vermischt man mit kräftiger Jus, zieht sie mit einigen Eigelben ab und richtet sie neben der Chartreuse an. Diese wird, nachdem der obere Ebel entfernt ist, auf eine Schüssel gestürzt, der andere Speck wird ebenfalls fortgenommen und rings um die Speise ein Kranz von Cotelettes, Brisoletten, gepflückten Kalbsmilchschneiben u. s. w. gelegt.

Reis-Pudding mit Chocolate. 1 Liter Rahm oder 1 Liter Milch mit 50 Gramm frischer Butter bringt man mit 1 Stange Vanille, 1 Prise Salz und 125 Gramm Zucker ganz langsam zum Kochen, gibt 250 Gramm blanchirten Reis hinein und läßt ihn langsam auf gelindem Feuer weich kochen — am besten in irdener Casserolle —, gibt den Reis auf eine Schüssel, nimmt, wenn er halb abgekühlt ist, die Vanille heraus, rührt 125 Gramm Butter, 12 Eibotter, 12 bis 18 abgezogene, bittere, feingeriebene Mandeln dazu, rührt die Masse 30 Minuten, zieht den heißen Schnee von 6 Eigelben langsam hindurch, füllt die Masse in eine gut butterte glatte Form, die mit feingestöhnen Macronen ausgestreut wurde, kocht den Pudding im Wasserbade 1 Stunde und gießt folgende Sauce dazu.

Chocolate-Sauce. 1/2 Liter Milch stellt man, in irdener Casserolle, mit 200 Gramm zerbröckelter feinsten Vanille-Chocolate auf eine entfernte Herdstelle und läßt sie dort, fest zugedeckt, sich langsam auflösen; 125 Gramm Buderzucker mischt man mit 2 Theelöffeln voll Kartoffelmehl, rührt es gut zu der Chocolate, quirt dann 1/2 Liter siedend heißen Rahm — oder Milch, die man mit 25 Gramm ganz frischer, möglichst ungezählener Butter und 1 Theelöffel voll Maisena aufkocht — dazu, bringt die Sauce unter Rühren zum Kochen, feigt sie durch, und kann man sie noch nicht kochen, so stellt man sie im Marienbade warm.

Wirtschaftsplaudereien.

Nettig auf der Tafel. Beide, Nettig und Meerrettig, gehören zu den ältesten und am meisten geschätzten Culturpflanzen, mit denen man, trotz und wegen ihrer angeborenen Bitterkeit, von jeher Brod und Speisen würzte. Beispielsweise befand sich an der Pyramide des Cheops eine Küchenrechnung, in welcher u. A. auch Nettig aufgeführt waren, und im Tempel des Apollo zu Delphi wurden sie so hoch gehalten, daß man sie in goldenen Schalen

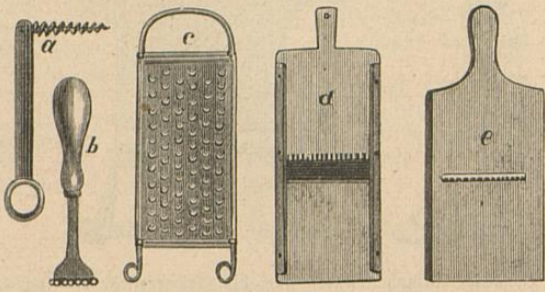


Fig. 1.

auftrag. Noch heute wird der Nettig in unzähligen Spielarten und gleichfalls der Meerrettig in allen Culturländern angebaut und Beides von Hoch und Niedrig verpfeift. Die Zubereitung der Nettige für Küche und Tafel ist, wie bekannt, eine verchiedene, es dürfte daher eine Zusammenstellung derjenigen Vorrichtungen, welche gegenwärtig zur „Appretur und Dressur“ des Nettigs und Meerrettigs dienen, den Hausfrauen willkommen sein. Fig. 1 zeigt diese Vorrichtungen, Fig. 2 bei den correspondirenden Buchstaben die entsprechenden Nettigproducte; erstere sind, auch einzeln, zu den beigelegten Preisen durch das Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88, käuflich zu haben.

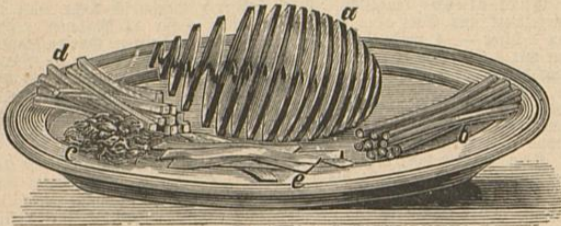
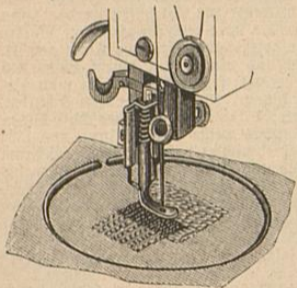


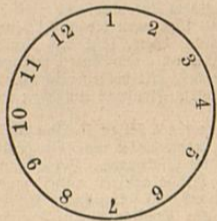
Fig. 2.

1. Der Nettigbohrer, a, welcher, wie Fig. 2 a zeigt, den Rübenrettig in dünne, feine, runde Scheiben schneidet. Preis: 1,50 M.
2. Der Nettigreifer, b, bestimmt, lange runde Streifen aus Meerrettig zu reifen. Preis: 1 M.
3. Englische Nettigreibe, c; reißt den Nettig zu feinen dünnen Fäden.
4. Nettig Hobel, d, mittelst dessen man lange edige Streifen in der Länge des Nettigs hobelt. Preis: 2 M.
5. Nettig Hobel, e, der wellige Streifen hobelt. Preis: 1,50 M.

Der patentirte Stopf-Apparat — an jeder Familien-Nähmaschine A aus der Fabrik von G. M. Pfaff in Kaiserslautern anzubringen — stopft Böcher in Leinwand so rasch, hübsch und dauerhaft, wie es durch Handarbeit kaum erreicht werden kann. Unsere Abbildung zeigt die Befestigung der Vorrichtung an der Maschine. Genaue Gebrauchsanweisung liegt jedem Apparate bei. Erwähnenswerth erscheinen bei dieser Gelegenheit die von derselben Firma in den Handel gebrachten Vorderstück-Nähmaschinen C, über welche die thätige Firma einen besonderen illustrirten Katalog erscheinen ließ, der eingehende Anleitung zum Gebrauch der Maschine gibt und die Vorzüge derselben beleuchtet.



Kreiszählsel.



Wenn man die Zahlen im nebenstehenden Kreise entsprechend durch Buchstaben ersetzt, so bezeichnet:

- 1, 2, 3, 4, 5, 6 einen männlichen Vornamen.
- 4, 5, 6, 7, 8 einen Königsjohn.
- 7, 8, 9, 10 einen Fluß in Deutschland.
- 10, 11, 12, 1 ein Turngeräth.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 88 Seite 272.

Weiß.
1. S d 4 — c 2.
Schwarz.
1. K e 5 n. f 4, — e 4, — f 6, — d 6.
Weiß.
2. D a 7 — e 3, — g 7, — c 7 matt.

A.
Weiß.
1. S b 4 n. c 2 oder d 3 n. c 2.
Schwarz.
2. D a 7 — g 7 oder — d 4 matt.

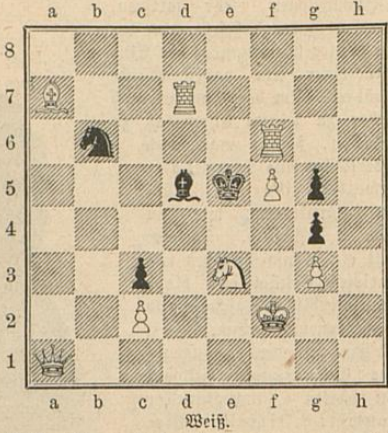
Schach- und Spiel-Correspondenz.

Literatur. Unter dem Namen Go ist in der gebildeten Gesellschaft Japans seit dem 8. Jahrhundert ein geistreiches Spiel heimisch, welches vor etwa 2000 Jahren in China erfinden wurde, wo es Ki heißt. Das Go wetteifert an Schwierigkeit mit dem Schach und besitzt eine reichhaltige merkwürdige Literatur. Es ist ein Brettspiel, welches von zwei Personen gegen einander mit je 181 weiß und schwarz gefärbten Steinen gespielt wird. Herr M. Schurig hat neuerdings eine Anweisung zur Erlernung des Go veröffentlicht, welche im Verlage von Moritz Nahl in Leipzig bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Bei demselben Verleger ist das Spielmaterial in vier Ausgaben von verschiedenen Preisen zu beziehen.

Schach.

Aufgabe Nr. 90.

Aus dem Berliner Problemturnier.
Motto: „Mit Lust und Liebe.“
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Räffelsprung-Aufgabe Nr. 4.

Auflösung des Quadrat-Räffels Seite 288.

W A L T E R
A M A L I A
G E I B E L
N A T H A N
E M I L I A
R O B E R T

Auflösung des Nebus Seite 288.

Roß macht ersteinberisch.

be.	glas	Ge.	en,	fil.	Ku-	Welt	lich
en	Bor-	Lie-	gen.	Die	lieb-	der	durch's
der	fil.	schau-	ber-	he	Tag	an-	ist
züg.	grau-	se-	den,	zu-	o-	heut	und
Jah	Lich-	lich	ten,	wenn's	Nacht,	ber	len
Dich-	hun-	nur	zen	a-	hel-	lich;	M-
ter.	be!	ter;	Welt	ist	les	er-	schön
Auf	der	heut	blie-	glän-	die	mir	herr-

Correspondenz.

Literatur und Kunst. Gourmand in Cöln. Sie nehmen die Sache ernst? Nun so wollen wir es auch thun und Ihnen bessere Lectüre nachweisen. Lesen Sie „Gastronomische Bilder“ von Felix Weber. (Leipzig, J. J. Weber.) Das Buch geht von dem Grundfah aus, daß die Kochkunst in enger Verbindung mit dem Nationalcharakter, der Geistesbildung eines Volkes stehe und einen gewichtigen Theil der Sittengeschichte desselben bilde. Nicht wahr, das würde auch Ihren Ansichten entsprechen? Uebrigens ist das Büchlein auch sonst gut geschrieben und bringt nebenbei eine sehr interessante „Gastronomische Generalkarte von Frankreich“, rüchlichst dazwischen hoffentlich unsere lebhaften Nachbarn im Westen nicht wieder Graf Molke's geheime Emisäre im Verdacht haben werden. — **Erna Haller i. N. a. M.** Wollen Sie eine energische und mit ungewöhnlicher Consequenz nach Wahrheit strebende, wider Unwahrheit, Hohlheit und Halbheit leidenschaftlich kämpfende, auch dichterisch begabte Frau kennen lernen, so lesen Sie Margarethe Halm: „Wetterleuchten.“ Skizzen und Essays. (Leipzig, E. Wartig.) Marg. Halm: „Aus der Dornenheide.“ Metaphysische Gedichte. (Dresden, Strieson, Paul Heinze. 1882.) — **Hermann N. u. Frank. a. M.** Wählen Sie dazu die eben erschienenen Gedichte und Lieder „Von stiller Insel“ von A. August Naaf. (Leipzig, W. H. Friedrich.) Das Buch verdient alle Beachtung. — **Dr. C. v. B., München.** Sollen Sie die bei Edwin Schloemp in Leipzig erscheinende „Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge“ ganz übersehen haben? Sie orientirt den Kunstfreund in den wichtigsten, zur Zeit schwebenden Fragen ganz vortreflich und muß warm empfohlen werden, besonders auch strebenden Damen. Es sind bis jetzt 6 Vorträge erschienen (à 1 M.); die beiden letzten sehr ansiehend geschriebenen sind: Fritz Bernick: Das Kunstgewerbe auf den Ausstellungen zu Mailand und Stuttgart — und W. Schulte von Brühl: Reflexionen über die deutsche Malerei der Gegenwart.

Kosmetik und Gesundheitspflege. A. N. in G. — Abonn. in Schmiedberg. — N. L. in Wien. Macuski's Ruß-Extract wie Barthol's Krinodrom sind unschädliche Haarfarbmittel. Ersteres enthält Brenzgallussäure, Eisenchlorid und Kupferchlorid; es färbt die Haare nicht echt, sondern nur oberflächlich. Krinodrom enthält Brenzgallussäure und Silberfärbepeter; es färbt die Haare echt, und zwar, je nach der angewendeten Nummer, schwarz oder braun; künstlich ist es bei E. Karig, Berlin W., Friedrichstr. 196. — **G. H. Lübeck.** — Abonn. in Z. — **H. C. Neu-Z., Galtien.** — **M. Z. in Bamberg.** Ein Mittel gegen Leberflecke von Dr. med. Deutsch ist uns nicht bekannt, ebensowenig Simon's Crème à la Glycerine. — Absolut wirksame Mittel gegen Leberflecke gibt es nicht; von einem Abonnement des Bazar wurde uns als wirksam folgendes Mittel angegeben, gegen dessen Anwendung sich nichts einwenden läßt: Man bestreicht den Leberfleck täglich einmal mit Cantharidenöl (Oleum Cantharidum der Apotheker, durch Ausziehen der spanischen Fliegen mit fettem Del erhalten) und zwar so lange, bis die Hautstelle wund wird; man hört dann mit der Anwendung des Oeles auf, bis die Stelle wiederum geheilt ist und beginnt dann aufs Neue mit den Einreibungen des Cantharidenöles. Man fährt damit fort, bis der Leberfleck verschwunden ist, worauf statt seiner eine feine natürlich geröthete Hautstelle sich zeigt. Selbstverständlich muß man sich beim Einreiben des Oeles in Acht nehmen und die Grenzen des Leberflecks, d. h. die gesunde Haut, nicht auch damit in Verührung bringen. — **H. G. in W.** Wir rathen Ihnen den fortgesetzten Gebrauch von Kopfwaschungen mit irgend einer antiseptischen Seife: Theer-, Carbol- oder Thymolseife (aus der grünen Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 21), ein Rath, der das Maß nicht überschreitet, welches wir uns in Beantwortung ähnlicher Fragen gestellt haben, d. h. wir lehnen es ab, dem Arzt in die Kunst zu pfuschen. — **A. C.** Lesen Sie das Schriftchen des Turnlehrers Fr. Hofin in Brandenburg: „Ueber die Nothwendigkeit der obligatorischen Einführung des Turnunterrichts an Mädchenschulen (Potsdam, J. Neutel's Verlag).“ — **Abonn. in Br.** — **Kauaj. Abonn.** Der Genuß von gutem starken Kaffee ist Allen schädlich, welche Anlage zu Congestionen, Verdauungs-trägheit u. dergleichen, besonders wenn nach dem Genuß nicht für Bewegung in freier Luft gesorgt wird. Keines der angepriesenen Saarmittel, von denen behauptet wird, daß bei ihrer Anwendung die vorhandenen grauen Haare ihre ursprüngliche Farbe (also Braun u. c.) wieder erhalten, vermag dieses Versprechen zu halten. Meist verbergt sich unter diesen Mitteln, welche oft scheinbar behaupten, keine Haarfarbmittel zu sein, Lösungen von Bleisalz und diese sind unter allen Umständen schädlich. Wahrscheinlich ist das erfragte Mittel, das uns noch nicht zur Prüfung vorgelegen, auch bleisaltig. Auch die Anwendung eines Bleisammes zum Färben der Haare kann schädlich werden, vorausgesetzt, daß die Kopfhaut, was nicht immer der Fall ist, empfänglich für die Aufnahme von Blei ist und falls nicht peinlich für Reinhaltung des Kopfes durch regelmäßiges Waschen der Kopfhaut mit Eigelb oder einer milden Seife (Thymolseife, Boraxseife) Sorge getragen wird. — **Irma v. B. in W.** Das seit Jahren als Haarentfärbungsmittel unter verschiedenen Namen: Golden-hair-water, Auricomus, Fontaine de jeunesse etc. zu theuren Preisen verkaufte Wasserstoffsuperoxyd (oxydirtes Wasser) wird neuerdings zu wolfeilem Preise in Deutschland hergestellt und findet auch mit Erfolg zu anderen kosmetischen Zwecken Verwendung, d. h. als Waschwasser zum Bleichen der durch die Sonne gebräunten Haut (mit gleichen Theilen Wasser verdünnt), sowie als Zahn- und Mundwasser. Die Sächsishe Gewerbezeitung berichtet über diesen Gebrauch wie folgt: Zum Bienen der Zähne nehme man Schlemmtreibe und gieße das Wasserstoffsuperoxyd auf das an der Bürste haftende Pulver. Der Erfolg ist ein vortreflicher, so daß die wöchentlich ein- bis zweimalige Anwendung des Wasserstoffsuperoxyds genügt, um die Zähne weiß und frei von schädlichen Ansetzungen zu halten. Als Waschwasser setze man dem verdünnten Wasserstoffsuperoxyd kurz vor dem Gebrauche Salznatrium zu, ein bis zwei Tropfen auf einen Eßlöffel voll, aber ja nicht mehr. Man sieht alsdann, wie sich überall, wo das Wasserstoffsuperoxyd mit der Haut in Verührung kommt, kleine Bläschen von Sauerstoff entwickeln, während gleichzeitig die abgestorbene rauhe Oberfläche der Haut in eine weiße feisenartige Masse verwandelt wird. Da das Wasserstoffsuperoxyd nur die abgestorbenen Theile zerstört, kommt die glatte Haut zum Vorschein, welche, da sie in keiner Weise angegriffen wird, sich rasch kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse zeigt. Haare sind zuvor mit Seife und dann mit hartem Spiritus zu entfetten, worauf sie mit Wasserstoffsuperoxyd angefeuchtet werden, das langsam antrocknen muß. — Das Wasserstoffsuperoxyd ist u. A. durch die grüne Apotheke (Berlin, Chausseestraße 21) in guter Qualität und zu wolfeilem Preise zu beziehen. — **F. in L.** Vöthcher's Depilatorium kann in jeder guten Apotheke angefertigt werden. — **Viola, Böhmen.** Ueber die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame von Stande (Wien, Hartleben's Verlag, 1876). — **Kosmetik oder menschliche Verschönerungskunst** von Dr. H. Klende (Leipzig, Verlag von G. Kummer).

Haushalt und Küche. Br. M. in G. Nur solche Kürbisse eignen sich zum Einmachen, die kein faseriges, sondern gelbes oder rothes festes Fleisch haben, besonders auch der große Centnerkürbis und der Türkenbund. Auf 5 Kilo in fingerlange Streifen geschnittenen Kürbis rechnet man 1 1/2 Kilo Zucker und 1 Liter Essig. Der Kürbis wird etwa 10 Minuten lang, so daß er von der Gabel fällt, aber nicht zu weich ist, gekocht und dann der Essig mit dem Zucker, 20 Gramm ganzem Zimmt, einigen Gewürznelken und Ingwerstückchen und der Schale einer Citrone dicklich eingekocht, erkalten gelassen und über den Kürbis geschüttet. — **Abonn. in Fernis.** Die zum Verbinde von Einmachegläsern benutzte Blase kann man von ihrem Geruch befreien, indem man sie in Wasser weicht, dem man etwas aufgelöstes übermanganfaures Kalk zusetzt. Man spült dann die Blase mit Wasser ab. Besser als Blase ist jedenfalls Pergamentpapier. — **Brauerey** oder die in Drogenhandlungen käuflichen Harzmassen werden über kleinem Feuer geschmolzen und darin die Köpfe der verkorkten u. Gläser eingetaucht.

Verschiedenes. Al. Amazone. Dem „Croquetpiel“ ist in der 2. Auflage des Buches „Das Haus- und Zimmerturnen“ von Bernhardt von Gera (Berlin, W. H. Fleisch) ein mit zahlreichen Illustrationen versehenes Kapitel gewidmet. Ihnen, wie überhaupt Allen, welche theoretische Anleitung zu diesem nicht nur in England, sondern auch in Deutschland eingebürgerten Gesellschaftsspiel wünschen, sei diese Abhandlung empfohlen. — **H. Z., Nudingen.** Nicht geeignet. — **R. K. Hermann Röder, Halle.** Für uns nicht verwendbar. — **Dr. Leonhard — Berlin.** Mit Dank abgelehnt.

Die nächste Nummer erscheint am 12. October.

Da der Bazar, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Farbige Vorlagen für Buntstickerei und Majolika-Malerei.

Zu den auf Seite 176, 192, 224 angekündigten Kunstblättern für Buntstickerei sind drei neue erschienen, von denen wir nachstehend verkleinerte Abbildungen publiciren. Besonders machen wir auf Blatt VI aufmerksam, das eine Anzahl Vorlagen für die jetzt so beliebte Majolika-Malerei enthält. Die sowohl durch den Reiz der Composition und der Technik als auch durch harmonische Farbenzusammenstellung das Interesse der kunstsinigen Damenwelt anregenden Blätter sind einzeln verkäuflich und — gleich den allbekanntesten Papier-Schnittmustern des „Bazar“ — nur direct von uns zu beziehen.



Der Preis pro Blatt
beträgt
für Abonnenten:
1 M. = 65 Kr. ö. W.,
für Nichtabonnenten:
1.50 M. = 1 Fl. 5 Kr. ö. W.

Früher erschienen von diesen Blättern:

I. Orient. Teppich.
(Kreuzstich-Stickerei.)



II. Tischdecke.
(Italienische Renaissance.)

III. Portiere mit Dessin.

Bei Einzelbezug der Blätter I—V wird Musterbogen I mit Vorzeichnungen in natürlicher Größe, bei Blatt VI der Musterbogen II gratis beigegeben.

Administration des Bazar.

